

# Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei  
in der tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder  
bei Bezug durch die Post:

monatlich . . . . . Ks 16.—  
vierteljährlich . . . . . 48.—  
halbjährig . . . . . 96.—  
jährig . . . . . 192.—

Rückstellung von Manu-  
skripten erfolgt nur bei Ein-  
sendung der Retourenmarken.

Erscheint mit Ausnahme  
des Montags täglich 123

6. Jahrgang.

Dienstag, 10. August 1926.

Nr. 185.

## Beschwörer Sinowjew.

Aus der Rede N. I. Sinowjew, des offiziellen Nachfolgers Lenins, auf der Moskauer Funktionärerversammlung, die mit der Opposition aufräumte, erfährt man nunmehr ausführlich die Argumente, mit denen die Mehrheit der Partei der Opposition der Laskewitsch, Bjerlentz und Sinowjew begegnete. Die Verschuldungen Sinowjews und seiner Genossen sind zum größten Teil bekannt. Sinowjew sah mit großer Besorgnis das Fortschreiten und die natürlichen Folgen der Rep. Die Neue ökonomische Politik hat in Rußland — das wurde schon auf dem letzten Parteitag von beiden Seiten offen zugegeben — neue Gesellschaftsklassen entstehen lassen. Die Gleichmacherei des Kriegskommunismus hatte vergebens versucht, in dem ökonomisch unreifen Rußland mit seinem stark agrarischen Charakter, seiner in wenigen großen Städten konzentrierten Industrie, seinen unvollkommenen Klassenbildungen, die klassenlose Gesellschaft herzustellen, deren Voraussetzung eben die im reifen Kapitalismus bereits vorhandene wirtschaftliche und soziale Gleichheit der großen Masse des Volkes ist. Das Bürgertum konnte in seiner radikalsten Revolution die Aristokratie einfach austrotten. Die Bourgeoisie, die keinen Geburtsadel vorstellt, sondern auf einer Auslese beruht, deren Wurzel in bestimmten ökonomischen Vorgängen zu suchen ist, die überall dort gedeihen muß, wo die Produktivkräfte erst entfaltet, der Uebergang vom Feudalismus zum kapitalistischen Großbetrieb erst vollzogen werden muß, die läßt sich nicht einfach durch Massenhinrichtungen erledigen. Die Purtschuj wurden mit Pulver und Blei, durch Verbannung und Enteignung aus dem Rußland von 1919 getilgt, aber das Rußland von 1925 hat neue Purtschuj in Fülle bekommen, die wie die Bilze aus dem Wurzellager emporgeschossen. Da sind die Kulaken, die reichen Bauern auf dem Lande, die Rep-Bourgeoisie in den Städten, die roten Direktoren (man lasse sich diese Typen von der Bolschewikin Kollontaj in ihren Erzählungen charakterisieren!), die fremden Unternehmer und ihre Vertreter. Die herrschende Richtung Stalins und Rykows hat sich mit dem natürlichen Gang der Dinge abgefunden, sie versucht schlecht und recht durch die Klappen der Rep zu steuern. Die Opposition sieht großtun die Kulaken und Rep-Leute reich und weit werden. Sie will es nochmals mit dem alten Rezept versuchen; sie will die Bilze, die über Nacht gewachsen sind, so schnell wie sie kamen, wieder austilgen. Sinowjew sieht nicht ein, warum man nicht die Kapitalisten von 1925 geradezu erschlagen und verjagen sollte wie die von 1918. Aber alle vernünftigen Elemente — und man kann wohl sagen, jene Leute, die das gefühlte, getretene, ausgehungerte und verblutete Rußland trotz aller Vorwörter lieben, und die es darum vor den Säreden des Dekretinismus bewahren möchten — die Rykow, Stalin, die übrigen von der Mehrheit, die wollen das Werk des Wiederaufbaus nicht gefährden, die wollen nicht die Fehler von 1918 wiederholen. Rykow sprach es offen aus:

„Unter den gegenwärtigen Verhältnissen droht diese zweite Abweichung (die Richtung Sinowjews) mit der Rückkehr zur Politik der Bekämpfung des Kulakentums durch die Methoden des Kriegskommunismus und durch das Verlassen der jetzigen Parteilinie im Dorfe, die bereits ernste politische Erfolge gewährleistet, und also mit der Sprengung des Zusammenschlusses zwischen Proletariat und Bauerntum, das heißt mit der Sprengung unserer ganzen Aufbauarbeit.“

Die Ursachen der Opposition und die Gründe des scharfen Vorgehens der Mehrheit werden aus dieser offenen Darlegung ohne weiteres verständlich. Sinowjew hatte aber seinen Gegnern auch die Waffen in die Hand gegeben, mit denen sie ihn stüßelahn schlagen konnten.

Grigori Sinowjew war bis 1925 der schroffste Gegner aller Fraktionsbildungen in der kommunistischen Internationalen und in der russischen Partei. Nicht ohne Ironie hält Rykow

## Morgen Tagung des französischen Nationalkongresses in Versailles.

Revision der Staatsgrundgesetze.

Paris, 9. August. Für die morgige Tagung des Kongresses in Versailles sind bereits alle Vorbereitungen getroffen. Die politische Deffensivität zeigt hierfür ein bedeutendes Interesse, da es seit 1875, d. i. seit der Verkündung der jetzigen Verfassung, das drittemal ist, daß in dieser Weise an eine Revision oder Ergänzung der Verfassung geschritten wird. Die übrigen elf Kongresse galten den Wahlen der Präsidenten der Republik.

Wie wohl die Deputiertenkammer am Samstag deutlich den Zweck der Nationalversammlung festgelegt hat, wird man nicht verhindern können, daß die Kongressmitglieder einige namend ihrer Fraktionen vorgelegte Anträge verteidigen. Auch erwartet man eine Obstruktionstaktik der Kommunisten. Bisher ist der bekannte Antrag Renaudels über die Rechtsobliegenheiten des Senates und jener Frederic Brunets über die Wahl der Minister durch das Parlament angekündigt.

Zu Versailles wurden umfangreiche Sicherheitsmaßnahmen getroffen.

Die sogenannte „Dritte Republik“, also der französische Staat in der Gestalt, die er seit dem Sturz Napoleons III. und des Kaiser Bonaparte am 4. September 1870 nach der Schlacht bei Sedan besitzt, hat eigentlich keine Verfassung. Was man in Frankreich als Verfassung bezeichnet, ist nur eine Summe von bisher drei Staatsgrundgesetzen, die eigentlich nicht untereinander zusammenhängen. Es sind die Gesetze über die Rechte der Kammer und des Senats, über die Rechte des Präsidenten der Republik und über die Organisation der öffentlichen Gewalt. Dazu kommt allenfalls noch das Gesetz über die Wahlen in Kammer und Senat. Die Republik hand zur Zeit ihrer Gründung auf schwachen Füßen und erst die Unerbittlichkeit der Monarchisten und das Zerbröckeln ihrer Mehrheit ermöglichten es den Republikanern, die

Gesetze zu beschließen, auf denen die Republik ruht. Sie können im Grunde jederzeit mit einfacher Mehrheit beseitigt werden.

Die Furcht vor der Auflösung der gesamten Verfassungsfrage und die Tatsache, daß die Mehrheiten häufig schwanken, haben bisher alle französischen Kabinette, sowohl die radikalen bis 1919, als auch das des nationalen Blocks, gehindert, an das heikle Problem zu rühren. Die besonderen Verhältnisse machen es notwendig, daß sich nun doch der Nationalkongress, das ist die Vereinigung von Kammer und Senat, in Versailles verammelt, um eine Revision, also nicht der „Verfassung“, die es gar nicht gibt, sondern der Grundgesetze der Republik durchzuführen. Es ist von der morgigen Tagung allerdings keine wesentliche Ergänzung der Gesetze zu erwarten, auf denen der französische Staat aufgebaut ist.

## Die Verfassungsfeier im Reich.

Berlin, 9. August. (Eigenbericht.) Die Feier der Weimarer Verfassung vom 11. August wurde bereits Sonntag von einer Reihe von republikanischen Verbänden begangen. In Berlin veranstaltete das Reichsbanner in einer Reihe von Bezirken Kundgebungen und Feiern, die auszeichnete besucht waren. Die Reden der sozialdemokratischen und bürgerlich-republikanischen Politiker wurden mit großem Beifall aufgenommen. Einen starken Besuch wies die Verfassungsfeier in Münschen auf. Die bairische Regierung hatte nichts getan, um die Weimarer Verfassung zu feiern und hatte auch der Einladung der republikanischen Verbände keine Folge geleistet. Aber auch ohne offizielle Teilnahme war die Feier so stark besucht, daß Parallelveranstaltungen im Freien abgehalten werden mußten. Der Hauptredner Genosse Wels wurde mit stürmischem Beifall begrüßt. Begleitet wurde auch General Körner begrüßt, der die

Grüße der österreichischen Republikaner überbrachte und an die deutsch-österreichische Schicksalsgemeinschaft erinnerte.

In einem Braunschweiger Vorort wurde ein Denkmal für Ebert, in Witten an der Ruhr ein Denkmal der drei Republikaner Ebert, Rathenau und Erzberger enthüllt.

Die Auslandsgruppe des Reichsbanners in Amsterdam beging eine Feier, bei der Gen. Paul Löbe sprach. Der präsidierende Bürgermeister von Amsterdam begrüßte den Verein.

Die Feiern sind zum größten Teil ruhig verlaufen. Nur in Charlottenburg versuchten die Kommunisten die Kundgebung durch Schmährufe auf die Republik zu stören. Einige der Hauptschreier wurden von der Polizei festgenommen. Als ihre Genossen sie befreien wollten, kam es zu neuen Vorfällen. In Witten konnte die Polizei an einem Angriff auf Reichsbannerleute im letzten Augenblick noch gehindert werden.

ihm vor, daß er, Sinowjew, seinerzeit Trotski stürzen half und jetzt um seine Hilfe buhle, obwohl Trotskis Abweichungen „kleinbürgerlicher Art“ seien. Aber Trotski hält die Disziplin der Partei! Man hört das Kompliment für den begünstigten Politiker Trotski zwischen den Worten Rykows, die Anerkennung für Trotski; der zu Worten vertritt. Aber die Verschleungen Sinowjews seien sogar schwerer, als die Schljarnikows, der noch zu Lenins Zeiten die sogenannte „Arbeiteropposition“ organisierte. Während Schljarnikow in einer legalen Versammlung die Beschlüsse der Partei kritisierte, habe Sinowjew eine Fraktion gebildet. Und nun erzählt Rykow, wie der Hüter der Parteidisziplin, der über jeden Buchstaben des Leninismus wacht wie ein Philolog über dem Rechtschreibfehler einer Goethe-Sandschrift, wie der bidebteste Professor der Partei sich zum Versuch wörter entwickele. Die Opposition hatte eine Geheimchiffre für ihre Korrespondenz, sie hielt „konspirative Standquartiere“, sie versammelte sich an verborgenen Orten und sie versuchte, mit der parteilosen (also wohl der sozialistischen) Deffensivität in Verbindung zu treten. Parteilose Schreibkräfte verteilten den Inhalt der Geheimdokumente der Partei, kurz, es war die gefährlichste Fraktionsbildung seit dem Bestand der Partei. Das Todesurteil hat sich Sinowjew, wie so viele Diktatoren, selbst

geschrieben. Triumphierend verließ Rykow, was Sinowjew 1924 gegen die Fraktionsbildung gesagt und was er noch 1925 geschrieben hat:

„Der Schlag gegen die Fraktionsbildung muß sofort geführt werden, solange sie noch im Entstehen begriffen ist, denn zuweilen ist es schon zu spät, um die Fraktionsbildung auszurotten, da sie inzwischen bereits ausgewachsen ist, wie wir dies in einigen anderen Ländern beobachten können. Dann kann eine Spaltung entstehen.“

Die Freiheit der Fraktionsbildung sei der Anfang des bürgerlichen Parlamentarismus, sie sei die „Lösung für alle oppositionellen Elemente“. Und hier beginnt nun Rykow, den Weg klarer und mächtiger Erkenntnis zu verlassen und die gleichen Irrtümer zu begehen, die Sinowjew durch Jahre häuften. Er weist mit aller Veredamkeit nach, daß eine Diktatur keine Opposition vertrage, denn die Gegner der Diktatur warten nur auf den Augenblick, da sich in dem einheitlichen Block der herrschenden Klasse die Risse zeigen. Alle oppositionellen Schattierungen innerhalb Rußlands müßten sich in der Partei wieder spiegeln, wenn die Partei erst einmal die Fraktionsbildung erlaube. Und der Weisheit letzter Schluß ist, daß die Mehrheit im Augenblicke der Gefahr selbst eine Fraktion zur Abwehr der Fraktionsbildung bilden müsse!

Hier schließt sich der trügerische Kreis, Rykow, der gegen die Fraktionsbildung spricht, ist bei der Fraktionsbildung angelangt. Und

## Nach zwei Jahren.

(Von unserem Pariser Mitarbeiter.)

Da wären wir also wieder. Raoul Beret präsidiert die Kammer wie in der Rosenzeit des Bloc national, Herr Poincare, obwohl mit Memoirenschreibern sehr beschäftigt, ist wieder Ministerpräsident und lenkt mit angelegtem Gesicht Frankreichs Finanzen. Nur Herr Millerand fehlt noch ins Elisee zurück, dann wäre der Personenzirkel geschlossen.

Die Ruhr wird Poincare nicht mehr befehlen. Macdonalds und Herrriots Friedenspolitik hat der Welt andere Anschauungen über das Zusammenleben der Völker beigebracht, als sie der „Mann der Ruhr“ vertrat, und hat schließlich auch bewirkt, daß selbst ein Poincare für Locarno stimmte. Der außenpolitische Sieg des Kartells ist unbestritten und damit ein großer Teil der Hoffnungen erfüllt, die ein so weitblickender Mann wie Genosse Karl Rausky in die Wahlen des 11. Mai setzte. Jene, die enttäuscht sind, heute den Mann, der vor zwei Jahren der Welt „das wahre Antlitz Frankreichs“ zeigte, mit Poincare im selben Kabinett zu sehen, sollten eine Erfahrungsaufgabe beachten. Es ist leicht, sich mit der sogenannten fortschrittlichen Bourgeoisie über Vieles zu einigen, das kurzweiliger Reform genannt wird. Das Bürgertum reißt jedes Spiel mit, bei dem es keinen Einsatz gibt, wird aber an seine Bundeslade, das Eigentum, gerührt, dann fährt es zusammen und zeigt die Schwärze wie ein Igel. Die Verhältnisspolitik hat Frankreichs besitzende Klassen, mit Einschluß der Kanonengießereien, noch keinen Heller gekostet, zur Rettung der Währung jedoch braucht das Land Geld. Um dieses Geld zu verschaffen ohne das Proletariat durch eine Inflation zu jagen, aus welcher der Kapitalismus nur gestärkt und erigierter hervorgeht, wie wir wissen, ohne das Leben der Arbeiterklasse durch indirekte Steuern zu droffeln, ohne den Arbeitslosenstand und letzten Rest sozialer Gesetzgebung in den Klut zu versenken, dazu muß die Edele vor dem Kapitale fallen, dazu muß man nicht bloß Reformen sein, sondern Revolutionär. Die Radikalsocialisten haben den Mut nicht aufgebracht, und heute ist das Land in ähnlicher Lage, wie vor 140 Jahren, als es hieß: Der Adel kämpft, der Klerus betet, der dritte Stand zahlt. Nur die Romen der Gesellschaftsklassen sind heute anders.

Oft wurde an der Politik unserer Genossen kritisiert, daß sie nicht vielher sei, und der Sägen gibt den Kritikern recht. Nicht Opposition, nicht Regierungsteilnahme, keine Stimmeneithaltung, keine Unterhütung; steht es nicht wirklich aus, als ob sie nicht wüßten was sie wollen, diese Sozialisten? In Wahrheit erlornen unsere Genossen, daß die erste Aufgabe nach der Wiederherstellung des europäischen Friedens, die Sicherung der Währung ist. Lange vor der Konferenz in Brüssel 1922, traten die Sozialisten für die internationale Regelung der Schulden ein und forderten, daß auch Deutschland die Mittel er-

wer garantiert ihm dafür, daß nicht Bucharin und Stalin und er selbst, der jetzt so hart ist, wie nur je Sinowjew es war, einmal Chiffren erfinden und in den Wald gehen? Wer sichert die Diktatur dagegen, daß die Opposition wieder Fraktionen bildet, oder daß die Mehrheitsfraktion, die angeblich keine ist, einmal eine Minderheit und dann schon eine Fraktion wird? Der krassste, der fast unvorstellbare Sündenfall Sinowjews ist ein so deutliches Exempel, daß an ihm der Widerspruch der Diktatur, wie die Bolschewiki sie auffassen, sonnenklar wird. Hier läßt sich der Widerspruch nicht mehr verschleiern, hier kann selbst Rykow, das was er sagt, nicht mehr aufrecht glauben. Die Kaulnis am grünen Holze beweist, daß der ganze Stamm krank ist.

Sinowjew als Beschwörer, das bedeutet den moralischen Zusammenbruch eines Systems. Und so sehr in der Sache Rykow und Stalin im Rechte sind, wenn sie den Rep gegen den Kriegskommunismus schützen, so sehr ist Sinowjew im Recht in der Methode. Der Diktator, der die Opposition gegen die Diktatur organisiert, führt die Diktatur ad absurdum. Und so bleibt nach dem großen Gerichtstag die tröstliche Gewißheit, daß zwei große Trümmern gerichtet wurden, und daß die Systeme Sinowjews und Stalins zusammen eine ganz brauchbare dritte ergäben — wenn man von beiden das Richtige nimmt.



holte, um seine Währung zu schützen. Deshalb waren die Landesverträge. Jetzt ist es zu spät. Aus Siegern und Besiegten, ja aus den Alliierten untereinander, sind Schuldner und Gläubiger geworden. Heute muß sich das Land allein helfen, und in dieser Erkenntnis schufen die Sozialisten ihr großes Finanzprogramm, das einzige überhaupt, das den Plänen der Bourgeoisie — nach einander von neun verschiedenen Finanzministern verteidigt — als konstruktive geistige Tat entgegenzustellen ist. Das Programm, oder wenigstens dessen Leitgedanke, die Kapitalsabgabe, ist bekannt.

Dah es einmal so kommen werde, hatten die Radikalsozialisten nicht bedacht. Lange zögerten sie. Endlich, auf ihrem vorjährigen Kongress in Rizzo, sprachen sie sich grundsätzlich für die Kapitalsabgabe aus. Dabei blieb es leider. Diese klein- und linksbürgerliche Partei hielt darauf noch immer Finanzminister wie Doumer und Peret, solange es nur möglich war. Briand wieder hat, und das kann gesagt werden, ohne seinem Friedenswerke nur den kleinsten Abbruch zu tun, seit einem halben Jahre die Lage erschwert und kompliziert. Mag er von Finanzen auch selbst nichts verstehen, so hätte er doch mit den soeben zitierten Männern nicht arbeiten dürfen. Noch im Herbst dieses Jahres haben ihn die Sozialisten von der Kammertribüne aus aufgefordert, sich für die innere Politik an die Spitze jener Gruppe zu stellen, die seine äußere Mission. Briand hat abgelehnt. Was blieb unseren Genossen also anderes übrig, als auszuwählen. So stimmten sie für Locarno und acht Tage später gegen die Umfassung, während sie sich bei lebenswichtigen Fragen der Stimme enthielten, um keinen Kabinettssturz zu provozieren. Die Radikalsozialisten sind bei dem Verlaufe zerrieben worden, zwischen zwei Gegenpartei zu vermitteln, von denen nur einer richtig sein kann, und zwischen denen es kein Kompromiß geben darf. Selbst Herris letzte Rede, durch die Coillaux gestützt wurde, erscheint jetzt als verlorene Geste. Heute würde es nicht verwundern, wenn die Bonnet-Verordnung, in der unsere Genossen die Mehrheit haben, sich einen anderen Vorsitzenden wählen sollte. Herrn Bonnowskis jedes Ver-  
trauen des Kapitals jagen die Radikalsozialisten eifrig mit. Herris hat wohl erst dann gewußt, wie klein dieses Vertrauen zu ihm war, als das Bündnis plötzlich auf 240 stand und er, im Doppelsinne des Wortes, daran glauben mußte. Die Sozialisten waren zu schwach, ihn zu stützen, und große Teile seiner eigenen Partei verließen den Führer. Heute ist Herris eingegangen in das Kabinett der „nationalen Einheit“, den großen Bürgerblock der sozialen Reaktion. Herris hat sich vereinigt mit den Reuten, die ihn hassen, weil seine Politik friedliebend und aufrichtig war, weil er den Leichnam unseres Rautes ins Paradies brachte, weil er Kirche und Schule trennen wollte, und weil er zu zweifeln gewagt hatte, an der Heiligkeit des Kapitals.

Unsere Genossen haben wieder allein, aber sie haben die Vergangenheit nicht zu bereuen. Wenn es heute wieder gälte, die Verankerung der französischen Reaktion, den Bloc national, zu schloß, sie würden getrost den gleichen Weg noch einmal gehen. Mag das Bündnis heute auch auf 160 sein. Poincare hat sich Punkt für Punkt an den unheimlichen Expertenplan, mit seiner Politik der indirekten Steuern, der Anleihen und der daraus unvermeidlichen Inflation. Wie lange er selbst Finanzminister bleiben wird, ist ziemlich gleichgültig. Seine Politik ist für die Arbeiterklasse nicht nur sehr schon unheilvoll, sondern wird sich auch für das Land als falsch erweisen. Hoffentlich geschieht das nicht gerade wieder unter einem Kartellminister.

Vielleicht denken die Radikalsozialisten bei den

nächsten Wahlen davon, warum sie den 11. Mai 1924 feierten. Besser wäre es, wenn sie früher daran erinnert würden. Herr gedente der Arbeiter, sieh dich der Perfektion Darius jeden Morgen von einem Sklaven zurufen. Wer wird bei Herrn Herris solchen Dienst verrichten!

D. F.

### Inland.

#### Die tschechische Presse über Gajda.

Von der Art der Erledigung der Affäre Gajda ist weder die Presse der Rechten noch die der Linken befriedigt, wobei freilich die sozialistischen Blätter eine gewisse Genehmigung darüber empfinden, daß Gajda an der Armee ausgeschieden.

Die sonntägigen „Narodni Listy“ schreiben: Daß die Sache nicht erledigt ist und daß man es nicht ohne weiteres zulassen kann, wenn gegen verdiente Menschen so schwere Beschuldigungen erhoben werden, die sich am Ende als unbegründet, falsch und falsch erwiesen, ist selbstverständlich. Es wäre das ein sonderbarer Dank insbesondere einem Helden unserer auswärtigen militärischen Abwehrkämpfe gegenüber, wie es der General R. Gajda ist.

Das Montagsblatt der „Narodni Listy“ verspricht gar die völlige Rehabilitierung des Generals.

Die „Narodni Politika“ fordert alle an der Affäre beteiligten Faktoren auf, den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Das Blatt schreibt:

Es wäre die Pflicht des Ministers nicht nur unserer Öffentlichkeit, sondern auch hauptsächlich dem Ausland gegenüber mitzuteilen, daß General Gajda den Dienst seiner Politik wegen verlassen mußte. Das müßte geschehen und hätte gleich geschehen müssen und es wäre nicht zu den im Ausland verbreiteten und unseren Staat schädigenden Behauptungen gekommen. Das wäre die beste Erledigung der Affäre im Interesse des Staates gewesen.

Wir wissen weiter aus der amtlichen Mitteilung nicht, warum General Gajda um die Superabstimmung angehalten hat. Da ist wieder Gajda selbst verpflichtet, zu sprechen. Das er die Gründe, warum er im Militärdienst nicht bleiben kann, anerkennt oder geht er aus einem anderen Grunde weg, oder geht er aus Widerwillen?

In diesem Augenblick ist die Teilnahme der Kommission der bürgerlichen Parteien an dieser Lösung der Affäre nicht bekannt. Auch sie müßte im Augenblicke der Entscheidung der Öffentlichkeit sagen, ob es mit ihrer Zustimmung oder ohne sie geschah. Aus ihrem Schweigen würde man auf die Zustimmung schließen und damit würde die ganze Sache andere Formen annehmen.

Das Regionärblatt „Narodni Obodzeni“ schreibt:

Man wird nicht die Öffentlichkeit ohne nähere Aufklärung lassen können, sowohl über das Meritum als auch über das formale Vorgehen in dem untersuchten Fall. Vorläufig ist es eine ungeschickte Tatsache, daß in unserer Armee, ihr Generalkorps und besonders ihre Führung Arbeit gebracht wird. Mit dem General Gajda geht aus unserer Armee mehr als seine Person weg. Es wird damit eine Mentalität, Methode und eine Art liquidiert, die unserer Armee nicht zum Vorteil gereichen konnte.

„Sibade Rodiny“ schreiben über das amtliche Kommuniqué:

Nicht ein Wort, aus dem sich eine Rehabilitierung des Beschuldigten schließen ließe, nicht ein Wort der Genugtuung, im Gegenteil, die Seru-

rettung des Generals als direkte Folge der beendigten Untersuchung — das spricht, glauben wir, genug bei aller Schweißjamkeit der amtlichen Rundmachung.

„Cesle Slovo“ äußert sich wie folgt:

Die Armee wurde Gajdas entledigt, aber nicht die Öffentlichkeit, die ein Interesse an der Sache in diesem Staate hat. Gerade im Interesse dieser Öffentlichkeit müßte das Ministerium für nationale Verteidigung die Pflicht, so weit wie möglich bestimmter zu reden, um alle, wenn auch naive Mutmaßungen und Argumente, unmöglich zu machen.

„Pravo Sida“ wertet die politische Bedeutung der Gajda-Affäre:

Die Gajda-Affäre war eigentlich die zweite Begegnung der zwei Lager seit der Abstimmung über Kongress und Fülle. Die Reaktion hat die Gajda-Affäre als die ihre ergriffen und ihre Tendenz war so unerschrocken, daß die Sache der verantwortlichen Politiker der neuen Koalition, ihre Freigabe an die Presse zu halten, vergeblich waren. Niemals noch wurden so starke Versuche der Vergewaltigung einer amtlichen Untersuchung unternommen. Aus Gajda wurde ein Nationalheld gemacht. Es schlie ß nur noch die Abstimmung ländlicher Vereine über seine Schuld und Unschuld. Das wird, scheint es, noch besorgt werden.

In Kobenz bei Turnau fand eine Feier der sogenannten unabhängigen Legionäre zum Andenken an die Schlacht von Zborov statt, wobei ein Denkmal enthüllt wurde. Zur Feier erschien auch General Gajda, der auf dem Bahnhof außer von tatsächlichen Legionären, Solola, Feuerwehr auch von einer Ehrenrotte der tschechoslowakischen Armee empfangen wurde. Der Kommandant der Rotte erstattete dem General auf dem Bahnhof Meldung und mit dem Umzug begab sich Gajda auf den Ringplatz, wo die Begrüßung der Gajda stattfand. Die Festrede hielt für die unabhängigen Legionäre Major S. L. W. Während keiner Rede teilte sich das Publikum in zwei Lager, von denen die einen Gajda, die anderen den Präsidenten der Republik hochleben ließen. Mittag veranstalteten die Faschisten zu Ehren Gajdas ein Mittagessen.

Wie das faschistische Morgenblatt „Rano“ meldet, hat Gajda angeblich ein Gesuch um Superabstimmung nicht eingereicht.

#### Der Kampf innerhalb der tschechisch-merikanischen Partei.

Die Brüner „Budoucnost“, das Organ der tschechischen christlichen Arbeiter, brachte zu einer Tagung der christlichsozialen Gewerkschaften dieser Tage einen Artikel, in dem ausgeführt wird, daß sich die christlichsozialen Gewerkschaften nicht unter das Kommando der christlichsozialen Partei stellen werden. Der Parteileitung wird vorgeworfen, daß sie gegen die Arbeiterführer in der Partei einen Kampf führe. Bemerkenswert ist auch ein Passus in dem Artikel, in dem sich der Verfasser gegen die Geißlichkeit wendet, die die Arbeiter und ihre Vertreter in der Partei nur deswegen unterschätzen, weil diese keine höhere Schulbildung besitzen. „Es ist bereits höchste Zeit“, schreibt der Verfasser, „daß von Seiten der Geißlichkeit das falsche Vorurteil verschwindet, als ob der einfache Mann, der aus dem arbeitenden Volke hervorgegangen ist, nicht im Vordergrund stehen könnte. Lange Studien verbürgen für sich allein nicht die Garantie der Fähigkeit“. Dann wird den Geistlichen geraten, sich nicht in die Politik zu mischen, „denn bei dem heutigen

Mangel an Geistlichen ist deren Platz vor allem in der Seelsorge. Heute ruht die christlich-soziale Bewegung nicht mehr auf den Schultern der Geistlichen. Von der Verlegung des Zuges der christlichsozialen Gewerkschaften von Brünn nach Prag, wie es der Vater Dramel wolle, kann keine Rede sein“. Der Artikel endigt mit der Versicherung, daß die christlichsoziale Arbeiterschaft treu hinter ihren Arbeiterführern stehe.

#### Agrarische handels- und Sozialpolitik.

In der agrarischen Presse (z. B. der „Deutschen Landheimat“) wurde unter dem Titel „Auf falschem Wege“ ein Artikel veröffentlicht, der sich in eigenartiger Weise mit dem bedenklichen Sinken der Warenausfuhr der Tschechoslowakischen Republik beschäftigt. In echt kapitalistisch-bournoierter Weise wird geschrieben:

„Diese industrielle Krise, die sich vor allem in der Textil- und Glasindustrie, im Kohlenbergbau und in der Holzindustrie bemerkbar macht, ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Vor allem ist zu berücksichtigen, daß unsere Industrie eigentlich für ganz Österreich zugeschnitten war und durch die Zerstückelung dieses Staates wertvolle Absatzgebiete verloren hat. Soziale Lasten und eine gewalttätige Ueberbeuerung, die achtstündige Arbeitszeit und sonstige Neuerungen, die den Betrieb belasten und die Erzeugung verteuern, machen die inländische Industrie auf dem Weltmarkt weniger leistungsfähig.“

Das schreibt nicht ein antisozialistischer Sekretär des Hauptverbandes der Industriellen, sondern das Organ der landbäuerlichen Abgeordneten Böhm und Heller sowie des Senators Krepel. Soziale Lasten und der Achtstundentag sind also das Hindernis der Industrieentwicklung, nicht am Ende veraltete Produktionsmethoden. Niedrige Löhne, lange Arbeitszeit sind das „sozialpolitische“ Ideal der Herren Böhm, Heller und Konsortien. Den Arbeitern, welche ein kleines Anwesen haben und daselbst mit ihrer Familie nach absolvierter Fabrikarbeit betreiben, muß das besonders ins Gedächtnis gehämmert werden. Gerade für sie, die vielfach — landbäuerlich gewählt haben, wäre die Abschaffung des Achtstundentages eine große Erleichterung. Und wie soll der Industrie nach der Wennung der „Deutschen Landheimat“ sonst noch geholfen werden? Indem man daran geht, den jüngerem Markt auszubauen, die Landwirtschaft leistungsfähiger zu machen. Ein beschleunigter Anfang sei mit den festen Agrarzölle bereits gemacht worden. Sehr geistreich! Einige zehntausend Rumpelher der Agrarvölle sollen auf Kosten von vielen Millionen Verbraucher bereichert werden — dann hat die Industrie den nötigen Absatz im Inland! Die Arbeiter und Angestellten, Gewerbetreibenden usw., die als größte Masse der Verbraucher in Frage kommen, sollen finanziell durch die Agrarzölle geschädigt werden, damit viel weniger Verbraucher industrieller Erzeugnisse mehr kaufen können! Eine dümmere Politik zu machen, ist unmöglich. Was würde z. B. die Gajda-Steinböckindustrie G. I. S. I. N. D. U. S. T. R. I. E davon haben, wenn die Großhändler aus den Zölle noch mehr Profit ziehen? Für Kunstgläser usw. haben die materialistisch eingestellten Agrarier kaum viel Verständnis. Eines übersehen die „Deutsche Landheimat“ allerdings vollständig: daß jetzt die Agrarier verantwortlich gemacht werden für die künftige handels- und Steuerpolitik, nachdem sie doch zur Regierungsmehrheit gehören. Die Arbeiterschaft wird sich erlauben, die Herren Böhm, Heller und Krepel beim Schopf zu fassen, wenn eine solche Politik gemacht wird. Die genannten Herrschaften mögen sich schon jetzt darauf gefaßt machen.

## Vom Baume des Bösen.

7 Von Marcel Berger.

Philipp blühte mich scharf an: „Natürlich“, sagte er. „Genug vom Kriege! Schluß damit und zurück ins tägliche Vergnügen!“ Ich fuhr auf: „Was willst du damit sagen?“ „Gar nichts“, sprach er müde und erkundigte ich, wieder in ganz freundschaflichem Tone, nach meinen letzten Erlebnissen. Ich erzählte ihm von meinen Eindrücken in der Pfalz und im Elsaß und versuchte ihn mit nicht bekannt gewordenen Details über den Friedensvertrag zu unterhalten. La Tour-Aymon schien mir mit allen äußeren Zeichen von Aufmerksamkeit zuzuhören, erinnerte mich durch die üblichen Zwischenrufe zum Weiterzählen; aber plötzlich bemerkte ich, daß er vollkommen geistesabwesend, da sah, daß meine Worte ins Leere gesprochen waren. Ich schwieg.

„Was hast du?“ fragte er noch einer Pause. Ich wußte nicht recht, wo ich ihm antworten sollte. Nur um irgend etwas zu sagen, fragte ich ihn, in welchen persönlichen Beziehungen er zu den übrigen Gästen stehe.

„Wir wechseln kaum einige Worte.“

„Darrigues ist aber doch recht gesprächig.“

Philipp sah auf. Ich erzählte ihm, wie ich meinen alten Schulkameraden heute getroffen hatte. Er grad die Zähne in die Lippen, und ich fühlte, daß er unangenehm berührt war.

„Findest du ihn wirklich so unabwehrlich?“ fragte er in geradezu gereiztem Tone.

„Er ist das, was man einen schönen Mann nennt. Bei gewissen Frauen muß er natürlich

Erfolg haben, die anderen aber dürfte er abstoßen.“

„Nicht wahr! Das denke ich auch. Eine wertvolle, kompliziertere Frau kann ihn doch nicht ernst nehmen.“

Ich nannte Titto Bertescu.

„Ich sah ihn nur quer über den Hof gehen. Was für eine Genie, selbst in der Haltung, in der Bewegung!“

„Ach ja“, sagte er, „deine alte Jugendschwärmerin.“

„Und die deinige!“ rief ich. „Ich glaube, daß du von uns beiden sogar der begeistertere warst.“

„Möglich! Damals.“

„Mit deinem Cousin, dem General, verkehrst du doch?“

„Desparat, der Retter des Vaterlandes!“

„Rein. Ohne Späß.“

„Ohne Späß: Sprich mir nicht mehr von dieser ganzen Bande! An manchen Tagen hätte ich die größte Lust, eine Bombe mitten unter sie zu werfen!“

Ein Hustenanfall unterbrach ihn. Er spuckte und verzog dann den Mund zu einem drusalen, fast irren Lächeln. Unwillkürlich erinnerte ich mich an die Bemerkungen, die Marius über ihn gemacht hatte. Er fuhr in verändertem Tone fort:

„Aber du fragst gar nicht nach der Person, die sich für dein Kommen so lebhaft interessiert hat.“

„Evelyne Simpson? Ich habe von ihr schon durch Marius gehört.“

„Wie. . . Ich meine in welchen Umständen hat er von ihr gesprochen?“

„Du kannst es dir denken! Dieser Mensch würde es ungedrückt finden, wenn er auf eine Frau keinen Eindruck machte.“

„Also, was hat er gesagt? . . . Genau!“

„Ach, er betrachtet sie als einen anständigen Mann.“

La Tour-Aymon stieß hervor:

„Darrigues ist ein Schuft. Ich werde Evelynne warnen. Du mußt wissen, daß ich und sie seit drei Jahren miteinander verlobt sind.“

Diese Eröffnung brachte mich für einen Moment aus dem Gleichgewichte. Die kleine Evelynne, dieses anmutige, heitere, kluge Kind, die mein guter Kamerad gewesen war und an die sich meine Gedanken nie in anderer Weise herangerannt hätten, mußte ich nun so wieder finden, gebunden an den unglückseligen Philipp, der mit all seiner Energie und seinem Lebenswillen offenbar doch unheilbar krank zu sein schien.

„Die Sache datiert natürlich von früher her“, sagte Philipp sanft, „von meinem zweiten Urlaube . . . vor meiner Erkrankung.“

Ich war begierig, Näheres darüber zu hören. „Der Oberst, ihr Vater, verlangte nur, daß wir das Ende des Krieges abwarten sollten, um zu heiraten. Ganz natürlich. . . Als ich dann krank geworden war, schrieb ich Evelynne und gab ihr das Wort zurück. Sie hat sich sehr nobel benommen. . . Niemals bekam ich eine Antwort auf diesen Brief.“

„Und ihr habt euch lange nicht gesehen?“

„So lange ich im Lehn zur Art war. Ich war in einer unglücklichen Gemütsverfassung. Verzweifelt. . . Hatte mich aufgegeben. Aus meinen Karten mußte du meinen Zustand erkennen haben. Ich glaube, daß sie mich doch nicht bloß aus Mitleid hier aufgesucht haben kann?“

„Habt ihr wieder von Heiratsplänen gesprochen?“

„Rein! Nicht! Ich konnte doch nicht davon anfangen. Nicht wahr?“

„Du hast ganz recht.“

Ich fühlte inständig, daß meinem Freund eine Enttäuschung bevorstand.

„Wie benimmst du dich gegen dich?“

„Bewundernswert. Schon die Geduld, die sie aufwenden muß, um meine Ungerichtigkeit zu ertragen, ist bewundernswert! Besonders in der ersten Zeit, wie ich über meine Aussichten noch nicht beruhigt war, war ich unerträglich. Kannst du dir das vorstellen: Der bloße Anblick ihrer Jugend, ihrer strahlenden Lebenskraft erfüllte mich manchmal geradezu mit Wut gegen sie. Ich machte ihr Szenen. Und wenn ich ihr meine Verachtung für manche Dinge, für bestimmte Menschen ins Gesicht schrie, schloß sie mir mit ihrer weichen, feinen Hand nur sanft den Mund. Ja. . . Und eines Tages habe ich sie in diese läche Hand gebissen, und es machte mir einen sinnlosen Spaß, sie aufschreien zu hören. . .!“

Er lächelte sonderbar und schien wieder verärgert. Aber er bemerkte sofort, daß er einen schlechten Eindruck auf mich machte und suchte ihn zu verschleiern:

„Das ist vorbei“, sagte er. „Am Tage darauf zeigte mir Doktor Pichius den Brief des Professors Douteval. Ich bot Evelynne um Verzeihung. Seit die Kerze mir Hoffnung gemacht haben, fühle ich mich wohler. Und sie, Evelynne, ist nun auch viel frohlicher. . . Sie ist so aufmerksam, so liebevoll mit mir. . . einfach rührend.“

In keiner Stimme zitterten Tränen. Einen Moment zog ein Hauch jener zärtlichen Güte über sein Gesicht, die ich früher an ihm so sehr geliebt hatte. Ich griff nach seiner Hand. Er fuhr fort:

„Auch ihretwegen bin ich froh, daß du gekommen bist.“

Ich verstand ihn nicht recht; und sah ihn fragend an.

(Fortsetzung folgt.)







# Witz und Satire in der Politik.

Von Friedrich Wendel.

suchung zu ziehen, werden von den Christlich-sozialen des Ortes und der Umgebung dem Arzt und der Pflegenmutter Vorwürfe gemacht, daß sie sofort die Anzeige erstattet haben. „Man hätte das auch anders ordnen können“, wird ihnen vorgehalten. Das paßt freilich zu diesen Vorkämpfern der sittlich-religiösen Zügelung, Kinderfänger auch noch zu schützen.

Der Schredenstein wird scheidet. Das „Prager Tagblatt“ meldet: Der Klub tschechisch-polnischer Touristen hat seinen Verhandlungen mit dem Bodenamt über die Ueberlassung der Burg Schredenstein bei Kuffitz erfolgreich beendet. Der Vertrag wurde für die Dauer von fünfzig Jahren abgeschlossen, während welcher Zeit der Klub für die Erhaltung der Burg zu sorgen hat. Der Pachtvertrag mit dem Restaurationspäpster, einem Deutschen, wurde dieser Tage erneuert.

Die Sprachenfrage in der Dittauer Gemeinde. Die tschechische Mehrheit der Stadtvertretung in Mähr.-Ostrau hat seinerzeit die tschechische Sprache als Geschäftssprache der Stadt Mähr.-Ostrau festgesetzt und gleichzeitig von deutschen Stadtvertretern gestellten Gegenantrag auf vollständige Zweisprachigkeit und Uebersetzung jedes in der Geschäftssprache gestellten Antrages in deutscher Sprache abgelehnt. Der bei der politischen Landesverwaltung in Brünn überreichte Rekurs ist nun, nach einer Meldung des „Pr. T.“, erledigt worden. Er kommt in einigen Punkten den Forderungen der Deutschen nach. Die grundsätzliche Forderung nach Einführung der deutschen neben der tschechischen Geschäftssprache wurde nicht anerkannt. Durch die Statuierung der tschechischen Geschäftssprache wurde der Gebrauch der Minderheitssprache bei der Gemeinde aber keineswegs ausgeschlossen, denn die Gemeinde ist im Sinne des § 3 des Sprachengesetzes innerhalb der Grenzen der Sprachenverordnung (Hauptstadt XIV) verpflichtet, die deutsche Sprache zu gebrauchen (s. B. muß sie deutsche Eingaben annehmen und diese erledigen und sie muß die in der Geschäftssprache gestellten Anträge in die deutsche Sprache übersetzen). Die politische Landesverwaltung anerkennt weiter die Verpflichtung zur doppelsprachigen äußeren Bezeichnung des Gemeindeamtes und der Amtsräume, lehnt aber die Forderung, daß der Gemeinde aufgetragen werde, die sofortige Anbringung doppelsprachiger Aufschriften zu veranlassen, mit der Begründung ab, daß der Volkzug eines solchen Beschlusses in die Zuständigkeit der politischen Bezirksverwaltung fällt, ohne daß den Parteien das Recht zustünde, die Art oder die Mittel zur Durchführung des Beschlusses zu bestimmen oder zu beantragen. Sine qua non wurde die Forderung, daß auch die Gemeindeanstalten und Unternehmungen in Mähr.-Ostrau auch in deutscher Sprache äußerlich bezeichnet werden, als gerechtfertigt anerkannt.

Eine Strahlungszeitung. Die Strafanstalt Görlitz darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, gezeigt zu haben, daß die durch Magdeburg und den Fall Haas mit Schmach bedeckte deutsche Justiz auch würdigere, für den Fortschritt der Humanität vorbildliche Beispiele zu liefern imstande ist. Von der Strafanstalt Görlitz ist nämlich vor nunmehr beinahe fast zwei vollen Jahren der seitdem mit Erfolg in die Tat umgesetzte Gedanke ausgegangen, als eine Hilfe und ein Instrument des Strafvollzuges eine Zeitung für Gefangene herauszugeben. Der Plan wurde vom preussischen Justizministerium gebilligt, und seit September 1924 erscheint wöchentlich im Durchschnittsumfang von je vier Seiten die Zeitung „Der Leuchtturm“. Sie gelangt in familiäre Gefangenanstalten der preussischen Justizverwaltung. Die Auflage beträgt 20.000, die Abonnementskosten zehn Pfennig monatlich; krank und nicht arbeitsfähige Gefangene erhalten sie kostenlos. Derzeit hat die Zeitung 12.000 Abonnenten. Viele entlassene Gefangene wünschen die Zeitung auch in der Freiheit zu abonnieren. Das ist aber nicht möglich, da der nicht öffentliche Charakter der Zeitung gewahrt bleiben soll. Da die Gefangenen aus allen politischen Lagern stammen, unterbleibt jede Stellungnahme zu Partei- und Konfessionspolitik. Auch über Kriminalstatistik wird nichts berichtet. In einzelnen Abschnitten werden gebracht: die Ereignisse in Deutschland, im Ausland, Kunst und Technik, Wissenschaft, eine Erzählung in Fortsetzungen, Turnen und Sport, Märkte, Arbeitsmarkt, Schach und Rätsel, daneben größere Aufsätze belehrender und unterhaltender Art. Eine „Uebersicht“ ergänzt den sonstigen Nachrichtenteil. Die letzten Tagesereignisse werden in einer Rubrik „Kurze Nachrichten“ veröffentlicht. Es wird auf persönliche Vermieden, dem Blatte den gewissen förmlichen Anspruchs einer „Gefangenen“ Zeitschrift zu geben; der Leser soll sich wie eine freie Persönlichkeit fühlen. Auch den Neugierigen zu einem Lebensbedürfnis geworden. Kürzlich schrieb ein Gefangener, daß sie der beste Erziehungsfaktor sei. Auch aus Äußerungen der Anstaltsleiter wird nur von guten Erfahrungen berichtet.

Das Wunder von Bombon. Bombon, trotz seinem frühlingenden Namen einst ein gottverlassenes Provinznest, wie Lourdes vor der Entdeckung seiner Wundergrotte und Bienen vor den Wunderthaten der seligen Königin Theresia, Bombon ist heute ein Mittelpunkt des Fremdenverkehrs. Die Gasthöfe sind gesteckt voll, die Kaufleute machen glänzende Geschäfte, kurz, das Wirtschaftsleben von Bombon hat einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die Bevölkerung ist denn auch voll Dankbarkeit gegen ihren Pfarrer, der früher sehr wenig beliebt war, weil er sich in allerlei Dinge mischte, die ihn nach der Meinung

Ein guter wichtiger Einfall kann politisch aktiv werden. Als um den absoluten Thron des französischen Gottesgnadentums die Spottreime der Epigramme nur so schwirrten, kam das höchstbezeichnende Wort auf: „Frankreich ist eine Despotie, gemildert durch das Epigramm.“ Zu allen Zeiten hat man sich des Witzes als einer Waffe gegen die hartköpfigen Verfechter unheilbar gewordenen Zustände bedient. Und nicht nur waren es Dichter und Literaten allein, die mit dem Florett der Satire dem Gegner zuleideten, auch der Volkswitz, der anonyme, trat auf und ließ seine Pfeile fliegen.

Eine klassische Periode der Gesellschaftssatire setzt um 1500 ein. Die revolutionären Begebenheiten jener Zeit, die man unter dem Begriff Reformation zusammengefaßt hat, lassen überall eine überaus reichhaltige Literatur der Satire entstehen. In erster Linie ist da auf den Franzosen François Rabelais (1490—1553) zu verweisen, der in seinen übermütigen Romanen von Gargantua und Pantagruel dem ausgehenden Mittelalter einen satirischen Epilog schreibt, der seinesgleichen in der Weltliteratur sucht. In Deutschland läßt um diese Zeit Johann Fischart (1545—1591) „Der Barfüßer Zerkens und Kattenstreit“, „Das Jesuitenhülein“, die „Hohboh“ und das „Podogrammisch Trostbüchlein“ aus der Feder und streut seine Landleute durch treffliche Rabelais-Übersetzungen. Anekdoten-Sammlungen, die sogenannten Fasset-Büchlein, kommen in reicher Zahl auf und erwerben sich große Beliebtheit. Ganze Schwärme von gereimten Flugblättern gegen die Kirche verlassen die Druckereien. Zum erstenmal beginnt auch die Karikatur ihre politische Rolle zu spielen. Sie war zumal für jene bestimmt, die des Lesens und Schreibens noch unfähig waren, sie erlebte das geschriebene Wort durch die bildliche Darstellung, ja sie übertraf dieses nicht selten an Wirkung. Und der Volkswitz beginnt Köstlichkeiten auszubreiten, an denen wir uns heute noch delektieren können. Nur einige Proben aus jener Zeit. Der liebe Gott, sagt ein Witzwort, ist überall, nur nicht zu Rom, da ist nämlich kein Statthalter. Der Papst war gestorben, erzählt eine Schurke, und begehrt von Petrus, in den Himmel eingelassen zu werden. „Du hast doch die Schlüssel des Himmelreichs“, erwiderte Petrus, „öffne dir doch selber.“ „Dahin richtig“, gab der Papst zurück, „aber weist du denn nicht, daß der Luther das Schloß geändert hat?“ Und ein anderer, der Tiefe nicht entschanden Schery: „Des Kopernikus Lehre, daß die Erde sich um die Sonne drehe, ist Aberwitz“, tobte ein Pfaff, „steht nicht geschrieben, Josua gebot, Sonne, stehe still im Tale Gibeon?“ „Ganz recht“, erwiderte einer, „seit jener Zeit steht sie eben still.“ Oder aber: Warum sticht die Mosel so bogentrich? Es sind einst in der Gegend allda, heißt die Antwort, viele Pfaffen geirrt und haben Betselgut verzehret, da wurden sie so dick, daß der Fluß sich mühsam um sie herumwinden mußte.

Mit der Konsolidierung der bürgerlichen Welt beginnt auch die Satire eine sehr eindeutige antibürgerliche Tendenz anzunehmen. Die hohe Literatur vertritt der große Engländer Jonathan Swift (1667—1745); seine Romane sind hohnvolle Auseinandersetzungen mit der Welt des Rationalismus. In Frankreich zwingt der geistvolle Witz Voltaire alles in seinen Damm. Voltaire ist zunächst der Mann, der dem Fundament der Kirche übel mißfällt, aber er hat — einmal in der Erzählung „Candide“ — auch gesellschaftliche Zusammenhänge in einer Weise abgelehnt, die ihn nicht gerade als Lobredner der bürgerlichen Klasse und ihrer gesellschaftlichen Prinzipien erscheinen läßt. Ein leuchtendes Juwel der satirischen Gesellschaftskritik wird immer Beaumarchais' „Doktor Figaro“ bleiben, jenes blendende Stück, von dem Ludwig XVI. behauptet hat: „Wäre ich wirklich König von Frankreich gewesen, so wäre die „Doktorzeit des Figaro“ nie aufgeführt worden“, und Napoleon I.: „Das Stück ist die Vorwegnahme der französischen Revolution!“

Der Volkswitz attackiert die bürgerliche Klasse, die nun mit fester Hand nach den Jägeln der Weltwirtschaft greift, mit aller Schärfe. So erzählte man sich um 1793 folgendes:

Der Witz nichts angingen. Denn Bombon dankt seine Verharmung und seinen Aufschwung einzig seinem Pfarrer und dessen Mortarium. Was wäre der Ort heute, hätten nicht die Aebter der weitenden Mutter Gottes dem frommen Mann die Hofen heruntergezogen, um ihn durch Auspeitschung den Teufel a posteriori auszutreiben? Als der Pfarrer also gemartert wurde, mag er geklagt haben wie Christus auf Golgotha: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Aber wieder einmal hat es sich gezeigt, daß Gott den liebt, den er züchtigt. Die Wunden sind geheilt, der Pfarrer kann wieder ohne Beschränkung leben, aber die nächstbeste Stelle umschwebt der Morienstein des Martyrtums. Und jeder Tag bringt neue Reisende nach Bombon, die die Wundmale des Märtyrers besichtigen und ihr Geld im Orte lassen.

Errichtung einer staatlichen Telegraphen- und Telephonstube. Die staatliche Telegraphenverwaltung beabsichtigt eine Telephon- und Telegraphenschule zu errichten, in der sämtliche in den staatlichen Telephon- und Telegraphendienst aufgenommenen Aspiranten für ihren künftigen Beruf theoretisch und praktisch geschult werden sollen. Demzufolge soll die Schule mit den modernsten Unterrichts-

Witz: Zwei Freunde sahen die Guillotine arbeiten. „Nun, was sagst du dazu?“ fragte der eine den anderen. „Ja, die Klasse der Halsabschneider ist eben aus Kader gekommen!“ war die Antwort. Zwei Arme unterhielten sich über die Revolution. Der eine: „Das ist nun die große Frage aller Fragen: Aristokrat oder Bürger, wer hat das bessere Blut?“ Der andere gab zur Antwort: „Das beste Blut jedenfalls muß der Arme haben, denn alle wollen davon!“

Eine der hübschesten Einfälle jener Epoche aber ist der folgende: Zur Zeit der Gironden häuften sich in Folge der Hysterie der Wirtshäuser die Selbstmorde in Frankreich in erschreckender Weise. In der Nationalversammlung drückte die Gironde, die ungefähr mit unserer Deutschen Volkspartei verglichen werden kann, einen Antrag durch, der ein Breisau schreiben vorsah mit dem Thema: Wie läßt sich die Zahl der Selbstmorde herabsetzen? Unter den einlaufenden Vorschlägen befand sich auch der folgende: „Man beweise, daß es auch im Jenseits Gironden gibt, und kein Mensch wird mehr Selbstmord verüben!“

Bald darauf wird einer der klassischen Volkswitze antibürgerlichen Charakters auf englischem Boden geboren. Ein Fabrikant, erzählte man sich, hatte ein neues Fabrikgebäude aufgeführt und fragte leutseligerweise einen seiner Arbeiter, wie ihm der Bau gefalle. Der kratzte sich den Kopf und sagte schließlich: „Das kommt mir vor wie die umgekehrte Passion!“ „Wie die umgekehrte Passion? Wieso?“ „Nun“, entgegnete der Arbeiter, „in der richtigen Passion leidet einer für alle, hier aber, hier leiden alle für einen!“

Man sieht, solche Volkswitze treiben den großen satirischen Leistungen der liberalen Schriftsteller ebenbürtig zur Seite. Das Entscheidende aber ist, daß ihre antibürgerliche Tendenz unverkennbar ist.

Als nach 1815 die politische und kulturelle Reaktion in allen europäischen Staaten steigt, ist die Satire abermals ein Ventil der im Volk sich ansammelnden Spannungen.

Heinrich Heines Bedeutung ist bekannt. Man braucht das Wesen seiner Satire nicht zu analysieren. Seine war kein erklärter Parteigänger des modernen Proletariats, aber er hat Verse und Prosastücke geschrieben, die nicht zerföhbar durch den Rest der Zeit, im Arsenal des Proletariats unter den bevorzugten Waffen erscheinen.

In Frankreich ist zur Zeit Heines ein Mittelpunkt in der Entwicklung der Karikatur zu verzeichnen: die Herausgabe des „Charivari“ mit seinem Hauptzeichner Honoré Daumier. Daumier greift in seinen politischen Karikaturen, auf dem Programm der Juniirevolution von 1830 stehend, den durch den königlichen Doppelkronen Louis Philipp repräsentierten bürgerlichen Gedanken in schärfster Weise an. Er hatte das Glück, eine Perle von Verleger zu Seite zu haben: Philippon. Der berühmteste Einfall der Charivari-Leute war, den Kopf Louis Philipps als Birne darzustellen, ein Einfall, der so populär wurde, daß an den Mauern der guten Stadt Paris die Birne in den lustigsten Variationen erschien. In dieser Verbindung ist folgendes Vorkommnis wert, erzählt zu werden. Philippon war eines Tages — horribile dictu — der Aufreizung zum Königsmord angeklagt. Er erschien zur sechsten Stunde vor Gericht und erklärte mit freundlichem Lächeln, von einer Aufreizung zum Königsmord könne keine Rede sein, höchstens habe er zur Normabänderung aufgefordert! Paris lachte, Frankreich lachte, und der Effekt war der, daß man den Prozeß nicht fortzuführen wagte und das Verfahren niederschlug.

In England wird 1842 der „Punch“ herausgebracht, in dem John Beech scharfe antibürgerliche Karikaturen bringt. In Deutschland wird 1848 das Geburtsjahr der periodischen Witzblattpresse, an deren Spitze der „Kladderadatsch“ (damals linksdemokratisch), die „Frankfurter Satern“, der Stuttgarter „Eulenspiegel“ und die Leipziger „Reichsbrenne“ marschieren.

Auch der Volkswitz findet 1848 ein Feld reicher Betätigung. In Berlins Aneipen kommt das hübsche, fälschlich Glosbrenner zugeschriebene Wort auf: „Eine Konstitution ist, wenn keine da ist“, und in aller Munde ist der nicht minder treffende Witz: „Eine Konstitution ist, wenn einer,

der nichts zu sagen hat, Reden hält!“ In den Zeitartikeln, Reden und Tagesgesprächen jener Zeit spielte eine große Rolle die Fabel von der „politischen Morgenrotte“. Darauf wurde folgender Witz gemünzt: „Was ist das eigentlich: politische Morgenrotte?“ Antwort: „Das ist die Zeit, wo man am besten schläft und träumt!“

In der Folgezeit ist die Rolle des Volkswitzes politisch völlig klar umrissen: „Die Welt ist eine einzige große Familie, die Großen zehren die Kleinen aus!“ Und jener Witz, der die Kunde um den Erdball machen sollte, kommt auf: „Ich habe Hunger“, sagte der Arme, „Ja, mein Gott, warum essen Sie sich denn da nicht satt?“ sagte der Reiche.

In der neueren Zeit sind es insbesondere zwei Namen, die auf dem Gebiet der gesellschafts- und kulturpolitischen Satire sich klassische Geltung errungen haben: in Frankreich läßt Anatole France den galischen Geist in köstlicher Entzerrung und Fassung aufleben, in England erstrahlt in Bernard Shaw ein Maligere der Moderne. France hat gegen Kirche und Bürgertum Liebe geführt, die von beiden nicht vermunden werden können. Die zum Sprichwort gewordene Sentenz: „Das Geiz in seiner moralistischen Gleichheit verbietet beiden, Armen und Reichen, unter Brüdernbögen zu nütigen“ stammt von Anatole France. „Die Insel der Pinguine“, „Die Bräutliche der Königin Bedouque“ und der Roman „Thais“ sind Bücher, die man nicht genug empfehlen kann. Von Shaws Gelächter über die bürgerliche Welt einen Begriff zu geben, übersteigt die Möglichkeit einer kurzen Wäuberrei. Er findet Nuancen des Witzes, die in der gesamten Literatur bisher unbekannt waren. Welche Schlagkraft hat, wenn er beispielsweise in dem Stück „Der Mann des Schicksals“ über Napoleon Bonaparte folgende Regiebemerkung aus der Feder läßt: „Er ist der Mann, der zum erstenmal die Entdeckung macht, daß eine Kanonenkugel, die auf einen Menschen abgefeuert wird, diesen unfehlbar tötet.“

Wir dürfen bei einer Betrachtung der satirischen Gesellschaftskritik auch nicht an John Galsworthy vorbeigehen, der in der „Forsythe-Saga“ ein Werk geschaffen hat, das durchaus in die Reihe der hier behandelten Literatur gehört. Die „Forsythe-Saga“, ein zweibändiger Roman des englischen Bürgertums seit der viktorianischen Zeit, überströmt nicht von funkelnden Witz, aber das ganze Gemälde, das hier von der bürgerlichen Seele entworfen wird, wirkt wie eine einzige hohle Satire. Galsworthy gibt in epischer Breite die Dinge wie sie sind, es ist ein kultivierter Naturalismus, den seine Feder bietet, aber gerade in der peinlichen Naturtreue liegt die satirische Wirkung der Schilderung.

Aber auch der Volkswitz ist bis in unsere Tage hinein lebendig geblieben. In den Schützengruben des Weltkrieges kam der folgende Scherz auf: „Wer hat den Krieg erklärt?“ — Karl Marx hat den Krieg erklärt, lies ihn nur, dann wird er dir klar!“ Oder aber: „Die Arbeiter“, sagen die Kapitalisten, „haben für uns den Krieg geführt, es ist nur logisch, wenn sie auch jetzt für uns bezahlen!“ In der Inflationszeit war sprichwörtlich: „Leurige Zeiten, man sieht nur noch Fremdenmädchen!“ Und ein sehr spähhafter Einfall der jüngsten Zeit möge die hier servierten Kostproben abschließen: Zwei Arbeiter, die bei Kanalbauarbeiten beschäftigt sind, unterhalten sich: „Weißt du auch, Kollege“, sagt der eine, „wozu das hier zugeschippert wird?“ „Ra?“ „Damit nicht mehr so viele Streiks ins Wasser fallen!“ „Ra, weigste“, gibt der andere zurück, „hoffentlich verlaufen sie sich nicht im Sande!“

Die satirische Literatur steht den Werken der ersten Muse ebenbürtig zur Seite. Wie diese will sie dem Fortschritt dienen und dem ringenden Menschen im Kampf um ein besseres Dasein moralische Hilfeleistung geben. So wichtig die nationalökonomische, die philosophische und die poetische Literatur zumal für den Proletariat ist, nicht vergessen möge er, daß die Satire zu allen Zeiten eine Waffe der Unterdrückten war, und nicht die schlechteste. Humor verloren, alles verloren, gilt auch für den Klassenkampf.

Ein gutes Witzwort fand sich einmal in der 1848 in Berlin herausgegebenen „Buddelmeyer-Zeitung“: „Die Weltgeschichte ist eine Frau, die am meisten fränkelt, wenn sie guter Hoffnung ist.“

Auch heute, lieber Leser, nicht wahr, ist der Weltgeschichte gar nicht recht wohl. Hoffen wir, daß sie guter Hoffnung ist. . . !

beheben aus der Elektrotechnik ausgestattet werden. Die Schule, deren Lehrplan bereits ausgearbeitet ist, wird im Neugebäude der Post- und Telegraphenverwaltung in Zittow (in dem selben die neue interurbane Station eingerichtet) wird untergebracht sein. Für den theoretischen Unterricht wird der Schule ein großer, bereits für diesen Zweck gebauter Vortragssaal zur Verfügung stehen. Die Präparanden werden u. a. mit den verschiedensten telegraphischen Apparaten vertraut gemacht; so wird z. B. die Schule über 42 Morse- und 6 Hughes-Apparate verfügen. Der Unterricht soll nach Möglichkeit noch in diesem Jahre beginnen.

Der gefährliche Tintensift. Daß mit Tintensiften vorsichtig umgegangen werden muß, ist nicht genügend bekannt. Die violette Farbe rührt von Methylenblau her, das schon in einer Lösung von zwei Prozent eine lebhaft giftige Wirkung entfaltet. Mehrfach haben sich recht unangenehme Folgen dadurch ergeben, daß beim Anspülen von Tintensiften Tellern der Stoffwolle ins Auge geriet. Im Zentralblatt für Chirurgie werden zwei Vergiftungsfälle geschildert, die dadurch zustande kamen, daß Spitzen von Tintensiften in die Haut gerieten, abzuwaschen und nicht sofort entfernt wur-

den. Das Methylenblau dringt dann langsam in die Umgebung und wirkt auf das benachbarte Gewebe abtötend. Gleichzeitig kommt es zu allgemeinen Vergiftungserscheinungen, Fieber und große Müdigkeit. Bei dem ersten der beiden Fälle war einem 34jährigen Manne die Spitze eines Tintensiftes in die linke Hohlhand gedrungen. Es kam zu Schwellungen des Allgemeinbefindens, Darmstauung, Gelbsucht. Die Wunde in der Hohlhand vergrößerte sich, sondern dauernd ab, im Krankenhaus mußte die ganze Umgebung herausgeschnitten werden, und der Kranke hatte volle drei Monate an der so einfachen Verletzung zu leiden. In dem zweiten Falle war die Spitze des Tintensiftes in den Mittelfinger eingedrungen und abgebrochen. Die kleine Verletzung wurde zunächst nicht beachtet, führte aber bald zu allgemeinen Krankheitserscheinungen und zu kaltem Brand mit Verlust des ganzen Fingers.

Das gefährliche Champagnegelände wird jetzt als Leuppenübungsplatz eingerichtet. Das bisherige französische Truppenübungsgebiet bei Cholons wird aufgegeben. In dem neuen Truppenübungsplatz gehören die aus den Kämpfen des Weltkrieges bekannten Gegenden von Commevill, Tournay, Ripont, Verthes und Couain.



**Ein raffinierter Diebstahl im Schnellzug.** Auf raffinierte Weise ist im Schnellzug Eger-Karlsbad ein pensionierter Finanzbeamter bestohlen worden. Als der Beamte in Eger einstieg, saßen in dem Abteil dritter Klasse, das er betrat, bereits zwei Herren und eine Dame in sehr eleganter Kleidung. Die Gesellschaft unterhielt sich in einer fremden Sprache, die der pensionierte Beamte nicht verstand. Er setzte sich in eine Ecke und wollte ein Schlöfchen machen. Bevor er einschloß, überreichte ihm die Dame mit einigen Worten, die er nicht verstand, lächelnd eine rote Kette und steckte sie ihm eigenhändig ins Knopfloch. Der Beamte verfiel gleich darauf in einen tiefen Schlaf, aus dem er in der Station Falkenau durch das Zuschlagen einer Compertür erwachte. Die freundliche Dame und die beiden Herren waren verschwunden. Der Beamte fühlte eine große Mattigkeit in seinen Gliedern und als er sich einigermassen erholt hatte und noch seiner Brusttasche fühlte, machte er die Entdeckung, daß ein Einlagebuch einer Sparkasse in Braunenberg, das er bei sich trug, mit einer Einlage von 16.000 K., in dem sich außerdem noch 2600 K. bar befanden, fehlte. Jetzt erst nahm der Herr den eigenartigen Geruch wahr, den die Kette ausströmte. Die Kette war mit einem Karfunkelstein verziert, das seine Wirkung auf den Herrn nicht verfehlt hatte. In Karlsbad angekommen, verständigte der Bestohlene sofort die Staatspolizei und die betreffende Sparkasse in Braunenberg, um zu verhindern, daß die Gaunergesellschaft die 16.000 K. behebe. Die 2600 K. bares Geld werden allerdings für ihn schon verloren sein. Man forscht nun nach der Bande, vor der das reisende Publikum dringend gewarnt wird.

**Aufhebung der Abiturientenkurse an den Handelsakademien.** Wie die „Prager Presse“ meldet, sollen die Abiturientenkurse an den tschechischen und deutschen Handelsakademien allmählich aufgehoben werden. Es geschieht dies aus pädagogischen Gründen, da die Lehrorganisation festgelegt hat, daß das Lehrprogramm innerhalb eines Jahres nicht durchgenommen werden kann, welches sonst auf vier Jahre verteilt ist. Insbesondere kann der Erlernung moderner Sprachen nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet werden. An Stelle der Abiturientenkurse werden die Absolventen der Mittelschulen nach abgelegener Prüfung aus den fremden Sprachen die Möglichkeit erhalten, den dritten und vierten Jahrgang der Handelsakademien zu besuchen.

**Eine lehrreiche Efelsgeschichte erzählt Mich.** von Lindenbeden in der neuen Nummer 32 des republikanischen Wiglaties „Lachen links“: Ein Efel war im Zoologischen Garten geboren und angewachsen seit Efelgedenken trauete er den gleichen Sandplatz auf und ab, — von einem Bitter zum andern. Immer wängig Schritt hin, bis seine Schnauze gegen die Erde stieß, dann wängig Schritt zurück. Er kannte kein anderes Dasein.

Eines Tages aber erhob sich ein Wirbelwind: Der richtete gewaltige Ferkörnungen an und worf auch das Efelsgatter um.

Der Efel sah den verhängten Jaun fallen und gewann seine Freiheit.

Mein Ihr! Aber Ihr unterschätzt das treue Efelsgemüt.

Als der Efel die Pinte erreichte, wo das weiland Gitter gestanden hatte, suchte er, als habe er sich die Schnauze gestoßen und möchte lehren. Auf der anderen Seite gerade so. Er trauete ganz wie früher auf seinem Sandplatz hin und her.

Das Gitter sah er zwar nicht mehr, aber er fühlte, „hier muß es sein“, und verhielt sich danach.

So handelt ein Efel.

Nicht so das deutsche Volk, dessen Gatter der Wirbelwind vom November 1918 zerbrach.

Oder...?

Rein, es gibt hier kein Oder!

„Lachen links“ kostet pro Nummer nur 25 Pfg. und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag: J. H. W. Diez Nachf. Berlin, SW. 68, Lindenstraße 2.

**Selbstmord eines deutschnationalen Abgeordneten.** Der Landtagsabgeordnete Wieland, der der deutschnationalen Partei angehört, hat sich in Magdeburg erschossen, und zwar so, daß er nach dem Schuß sofort in die Erde fiel. Aus der Erde hat man dann seine Leiche herausgeholt. Der so jäh Verstorbene hat mit diesem freiwilligen Tod selbst ein Gericht an sich vollzogen. Es lag gegen ihn eine Anzeige wegen fittlicher Verfehlungen an einer Schülerin vor. Wieland war Geschäftsführer im Stahlhelm.

**Todessturz bei der Arbeit.** Bei dem Neubau eines Hauses in Olmitz kam es zu einem furchtbaren Unglück. Der 45jährige verheiratete Arbeiter Franz Kaila stürzte aus bisher noch ungeklärter Ursache vom dritten Stockwerke des Gerüsts auf die Straße und brach sich das Rückgrat. Während des Transportes in die Landeskrankenanstalt verschied er der Verunglückte. Die gerichtliche Untersuchung ist eingeleitet.

**Ein ostböhmisches Kulturbild.** Vor einiger Zeit wurde den Trautnauer Genossen mitgeteilt, daß in einem verfallenen Hause in Alt-Rognitz ein menschliches Wesen haufen soll, welches vollständig verrotzt sei und um welches sich niemand kümmere. Sie konnten sich nun in den letzten Tagen davon überzeugen, daß das Gerücht nicht nur wahr sei, sondern nicht im geringsten an die Wirklichkeit heranreichte. Denn tatsächlich wohnt in einem der letzten Häuser der Gemeinde Alt-Rognitz — nach den Angaben der Nachbarn schon seit mehreren Jahren — eine in die Gemeinde gehörige Frau, die vollständig verwaist und dahingerichtet. Das Haus, welches sie bewohnt, ist von allem Inventar befreit, kein Tisch, kein Stuhl, kein Schrank, kein Fußboden, keine Fenster in der Wohnung, mitten quer in der Straße eine hölzerne Bank, in welcher sie weder Stroh noch Betten noch Decken befindet. Als uns ein Nachbar in das Haus hineinführte, lehnte an dem rauchenden Ofen ein scheues irredes Weib, kaum 40 Jahre alt, angetan mit einem schmutzigen Unterrock und einem Jäckchen, sonst nichts auf dem Leibe, als den Schmutz, in dem sie lebt. Das irredes Weib geht die meiste Zeit vollständig nackt herum und wird gelegentlich, wenn sie sich draußen zeigt, mit der Peitsche in das Haus zurückgetrieben. Sie bekommt ab und zu von Verwandten ein Brot, von dem sie lange Zeit leben muß. Oft sind rohe Feldfrüchte, ja sogar Gras ihre Nahrung. Wäsche und Kleidung, Waschbecken und Seife kennt sie seit Jahren nicht mehr. Abwärts und hoch mitten unter den Menschen, eine Stunde von der Metropole Ostböhmens, steht dieses Weib ohne Nahrung, ohne Pflege dahin. Sowohl bei der Gendarmerie als auch bei der Gemeindevertretung ist eine Reihe von Anzeigen eingelaufen, damit diesem Skandal ein Ende bereitet würde. Bis heute indes hat die nächstliegende Gemeindevertretung noch nichts unternommen, um das verlassene Weib geordneten Verhältnissen entgegenzuführen. Trotzdem die Gemeindevertretung

weiß, daß die Frau eine ständige Gefahr für ihre Umgebung bildet, versucht sie nichts, um Abhilfe zu schaffen!

**Der berühmte Ein- und Ausbrecher George René,** der kürzlich nach einer Flucht aus dem Gefängnis in Le Havre in Paris wieder festgenommen wurde, ist am Donnerstag abermals entlassen. Bei seiner Verhaftung hatte er dem Polizeigewaltentzogen, er werde nicht lange in den Händen der Justiz. Der Dieb, der eine Gefängnisstrafe von 5 Jahren abzusitzen hat, sollte wegen eines Juwelenraubes vernommen werden. René, der gut gekleidet war, hielt sich in einem Zimmer des Erdgeschosses des Justizpalastes etwas abseits von den übrigen Gefangenen. Blödsinnig verließ er das Zimmer. Als der draußen stehende Soldat ihn fragte, wohin er wolle, antwortete er: „Ich bin Kriminalinspektor“. Dabei fuhr er den Gardisten barsch an und tat so, als ob er seine Ausweiskarte vorzeigen wolle. Der verblüffte Soldat ließ ihn passieren. René ist bereits fünf Mal aus dem Gefängnis ausgebrochen.

**Ein furchtbares Unwetter** hat in Akita (Japan) 1000 Häuser zerstört. Das Unwetter richtete unter der Erde auf tausenden von Wörtern furchtbare Verheerungen an. Die Stadt Honja wurde von einer gewaltigen Wasserhölle überschwemmt.

**Ein schweres Autobusunglück** ereignete sich am Donnerstag in London. Im Norden Londons stürzte ein vollbesetzter Autobus um. Dabei wurden 5 Personen getötet und 11 verletzt.

**Ein Hörapparat für Taube.** Ein englischer Ingenieur soll erfolgreiche Experimente mit einem von ihm erfundenen Apparat gemacht haben, der die Tauben befähigt, zu hören. Er veranstaltete vor einigen Tagen, wie der „Manchester Guardian“ meldet, vor dem Lauchstrummeninstitut in Gull ein Gesangs- und Instrumentkonzert. Der Konzertsaal war zu diesem Zweck selbstverständlich mit den nötigen Apparaten versehen worden. Die Tauben erhielten einen Kopfhörer, der über den Verteiler mit einem Mikrophon verbunden war. Als das Gefühl für Rhythmus allmählich in der Vorstellungswelt der Gehörlosen aufkam, veränderte sich der Ausdruck der Leute, der die Gesichter bis dahin beherzt hatte, in Bestürzung, und aus der Bestürzung wurde Interesse, Freude und Wonne. Stille der Hörer waren selbstverständlich enttäuscht, denn sie konnten den Sinn der Worte nicht fassen, obgleich sie den Rhythmus herzuhörten. Einer der Tauben schrie auf einen Jettel: „Ich höre das Klavier viel besser als alle andere und kann zwischen hohen und tiefen Tönen unterscheiden.“ Ein anderer schrie: „Es ist sehr gut, zum ersten Mal im Leben kann ich wenigstens etwas hören.“ Der Erfinder äußerte sich dahin, daß selbstverständlich nicht erwartet werden könne, daß Menschen, die taub geboren wurden oder jene, die seit Jahren taub sind, sofort befähigt sind, den Sinn der Worte zu begreifen. Das sei eine Sache der Übung und der Pflege. Als besonderer Erfolg des Versuches wird betont, daß alle Tauben wenigstens etwas vernahmen.

**Die Schachpartie im Löwenkäfig.** Aus Wien berichtet bairische Blätter: Eine hiesige Dame erbot sich, bei der Abschiedsvorstellung eines Zirkus mit der Komptesse im Löwenkäfig eine Partie Schach zu spielen. Als die Dame gegenüber der Komptesse Platz genommen hatte, näherte sich ein Löwe dem Spielisch. Er setzte, verwundert über den sonderbaren Besuch im Käfig, seine beiden Pranken auf das Schachbrett und machte, indem er die beiden Damen „mat“ setzte, dem Spiel ein Ende.

**Prager Kurse am 9. August.**

Wohl	Börsen
100 holländische Gulden . . . . .	1357.— 1283.—
100 Reichsmark . . . . .	893.75— 807.75—
100 belgische Francs . . . . .	94.92.50 98.82.50
100 Schweizer Francs . . . . .	652.62.50 655.62.50
1 Pfund Sterling . . . . .	183.97.50 165.17.50
100 Lire . . . . .	118.55— 114.00—
1 Dollar . . . . .	53.70— 34.—
100 französische Francs . . . . .	99.50— 101.20—
100 Dinar . . . . .	59.92— 60.02—
10.000 ungarische Kronen . . . . .	4.99.25 4.79.25
100 polnische Zloty . . . . .	374.— 380.—
100 Schilling . . . . .	477.75— 450.75—

**Volkswirtschaft.**

**Ergebnislose Verhandlungen im Metallarbeiterstreik.** Brünn, 9. August. (Eigenbericht.) Gestern vormittag begannen bei der politischen Landesverwaltung die Verhandlungen zwecks Beilegung des Streiks bei der Ersten Brünnner Maschinenfabrik. Da sowohl die Unternehmervertreter als auch die Vertreter der Arbeiterchaft auf ihrem Standpunkt beharrten, mußten die Verhandlungen bald als ergebnislos abgebrochen werden. Sie werden aber heute in der Fabrik fortgesetzt. Ein weiteres Eingreifen der Behörde ist nur zu erwarten, wenn diese Verhandlungen scheitern sollten. Die Arbeiterchaft wurde von der neuen Situation in zwei Versammlungen unterrichtet, die Vormittag und Nachmittag im Arbeiterheim stattfanden und von der erregten Stimmung der Streikenden Zeugnis ablegten.

**Die Industrie in Westböhmen.**

Die allgemeine Wirtschaftskrise macht sich, wie dem Karlsbader „Volkswille“ aus Eger berichtet wird, in Westböhmen in der Einschränkung großer Betriebe bemerkbar. So haben sich die bekannten Esso-Fabrikwerke in Eger zur Entlastung von mehr als hundert Arbeitern und zur Zusammenlegung von Arbeitsdiensten veranlaßt gesehen, und auch in den Premier-Verien beabsichtigt, einen Teil der Arbeiterchaft entlassen und der Betrieb — bis auf die Motor-Abteilung — eingeschränkt werden. Die bis vor kurzem noch sehr stark beschäftigte Spinnerei Seiler u. Co. in Eger, die monatlang in drei Arbeitsschichten tätig produziert hatte, hat, um nicht einen Teil der Arbeiterchaft entlassen zu müssen, Arbeitsschichten eingefügt und arbeitet mit voller Kapazität nurmehr an drei Tagen der Woche.

**Abbruch der Verhandlungen in der Zunderindustrie.**

Wie das „Pravo Lidu“ meldet, haben die Verhandlungen zwischen den Arbeitern und den Unternehmern der Zunderindustrie am 8. August zum Abbruch geführt. Die Vertreter der Unternehmer aus der Slowakei waren zu der Sitzung überhaupt nicht erschienen. Die Vertreter der Arbeiter beharrten auf ihrem früheren Standpunkt, das heißt, auf der Beibehaltung der alten Löhne und einem einheitlichen Vertrag für das ganze Staatsgebiet, währenddem die Unternehmer die Herabsetzung der Löhne und die Ersetzung des einheitlichen Vertrages durch Landesverträge (Böhmen, Mähren und Slowakei) verlangten. Die Herabsetzung der Löhne begründeten die Unternehmer mit den ihnen erwachenden Leistungen aus der Sozialversicherung. (1) Die koalitierten Organisationen werden für Arbeiter Richtlinien herausgeben.

**Schießerei in der Kesselfabrik.**

Von Heinrich Lerch.

Drei Monate war ich in Wien nach Arbeit gegangen.

Um sieben Uhr mußten wir hinaus aus dem Quartier, weil die Nachschicht der Spinnerei zurückkam, und die hatten das Quartier gemietet. Wir waren drei Kesselschmiede und zwei Schlosser.

In kleinen Baden und in den Gasthäusern, in den Volkstüchen und Weinstuben suchten wir unsere Kollegen, die noch Arbeit hatten, an und so konnten wir uns am frühen Morgen gleich ein Stück Brot um 3 Heller kaufen, es es die langen Märsche durch die große Stadt Wien gab.

Am Mittag schlüpfen wir in den Volkstüchen herum. Hatte einer seinen Kopf nicht ausgegessen, so latsen wir, als gehöre es sich, daß wir ihn leer öfen. Der Schlosser hatte herausgekriegt, wenn man vorher schon das Kreuzzeichen mache und bereite so jagt einen der Kuffeher nicht fort. Er muß wohl Glück dabei gehabt haben, uns schmissen sie doch manchmal an die Luft.

Es war Winter und die Kälte hielt sich so um 12 Grad. Das war herrliches Wetter zum Schlittensfahren für die Herrschaften, für uns aber war es die umgekehrte Rolle.

Eines Tages hieß es die Brünnner Maschinenfabrik sucht Kesselschmiede. Da reiste eine ganze Anzahl Kollegen dahin und so kam es, daß ich in Wien blieb. Denn, mich interessierte Brünn gar nicht, um so mehr aber das Burgtheater, die Oper, das Volksheim und die vielen Bibliotheken schon geheißt. Aber wenn man hinein wollte, mußte man drei Heller bezahlen. Das war unser Frühstück; so schob ich denn den Besuch der Bibliotheken auf, bis ich Arbeit gefunden hatte. Für drei Heller Brot im Leib, das ist schließlich für einen wachsenden Jungmann wichtiger als die ganz Besessenen.

Da fing ich als Kesselschmied bei Rausler und Soha an zu arbeiten. Das heißt, ich versuchte es. Die Fabrik hatte eine ganz andere Methode,

Kesselnähte zu stemmen und wenn man gerade die Lehre aus hat, fängt das Bernen erst an. Ich besch mit die Stemmabrocken, die Nähte und wuhie tatsächlich nicht, wie beginnen. Ein Photographengehilfe oder Schneider wäre nicht dämmer dran gewesen als ich.

Was zu machen? Der Meister haßte mich wie die Pest, denn ich war ein Preuße und er ein alter Korporal, der den Krieg noch gegen die Preußen mitgemacht hatte. Ich sah es ihm an, er hätte mich lediglich angenommen, um mich zu piefaken. Ich überlegte nicht lange, sprionierte, sah einen jungen Kerl in einen Kessel kriechen, von innen zustemmen. Dem froch ich nach. Tosender Lärm von draußen. Ich schrie ihm in die Ohren: „Sei mir wie man die Nähte macht. Ich komm aus Holland, da macht man es anders. Zeigt du es mir, geh ich dir bei der nächsten Löhnung einen Gulden, zeigst du es mir falsch, schlag ich dir die Rippen kaputt.“

Verdammt, da war der Kerl ein Galizier, der kein Wort deutsch verstand. Nun ging's per Zeichensprache. Nach fünf Minuten wuhie ich Bescheid. Kletterte raus, stellte mich an den Schaf des Kessels, sah ein paar Augenblicke einem Kollegen zu und bogab mich unter den Augen des Meisters an die Arbeit. Natürlich klappte es und der Meister verzog sich.

Am zweiten Tag geh ich zu dem Korporal hin und verlange einen Zettel für Vorschuf. Ich hatte nichts zu essen und bei der Kälte gibt's Appetit. Er schlägt ihn mir ab. Eine Fabrikantin gab's nicht. Zeug zum Verfehen hatte ich auch nicht. Ich geh aufs Büro und verlange ohne Zettel Vorschuf. Ich erzähle Schauerromane und krieg auch das Geld. Und der Meister seinen Küffel. Da liebte er mich erst recht.

Am dritten Tag — ich hatte zum erstenmal seit Monaten einmal richtig zu Mittag gegessen und war so rundherum selig um den Leib — da schlägt mein Kolonnenkamerad lang hin, schreit, streckt sich aus und ist tot. Der Meister, der mich im Auge hatte, konnte mit dem besten Willen nichts gegen mich ausfahren, der Tote hatte ein kleines Loch im Kopf und verriet nichts. Die Ja-

bril stand einen Augenblick still, da der Mann aber nicht mehr lebendig wurde, ging die Arbeit weiter und ein anderer trat an seine Stelle. Es war mir wohl etwas eifig, wenn ich an den schreienden Kollegen dachte, an seine zuckenden Glieder. Aber so viel auch untersucht wurde, es kam nichts dabei heraus.

Am andern Morgen, kaum eine Stunde nach Beginn, da schlägt mir mein Kamerad ins Gesicht und beschuldigt mich, ich hätte ihn mit einem Messer gestochen. Reißt den Ärmel auf und eine lange Wunde blutes auf seinem Arm. Ich werde untersucht, ich habe kein Messer und war bei der Arbeit des Stemmens mit zwei Händen beschäftigt. Es war aber sonst niemand in seiner Nähe. Der Kamerad läßt sich den Arm verbinden, geht mit einem Krankenschein nach Hause und ein anderer wird eingestellt.

Ahnungslos arbeiten wir zusammen; da, kurz vor Feierabend springt ihm der Meißel aus den Fingern und seine Hand blutet.

Niemand hat gesehen, daß ich etwas anderes als gestemmt habe im gleichen Takt mit dem Kameraden und den anderen. Aber, der dritte, der so merkwürdig mitten in der Arbeit verlegt worden ist, neben mir, bringt den Betrieb zum Stehen.

Der Verwundete hatte ein Loch in der Hand, wie von einer Angel durchgeschossen, konnte nicht weiter und der Kollege, der an seine Stelle treten sollte, weigerte sich aus allen Gründen. Ich, aufgeregt, bereute meine Unschuld; der Profurist kommt mit dem Ingenieur vom Büro und ich werde ausgefragt, als sei ich ein Hegenmeister und löser Zauberer.

Ich sage, daß ich kein Interesse an der Verwundung eines Kameraden habe, der Zufall spiele mir einen schlimmen Streich, ich sei froh nach 5 Monaten Waise und 3 Monaten Arbeitslosigkeit zu schaffen und zu essen zu haben. Der Alte aber sagte, die Draußen seien ewig Teufel gewesen, ich sei der gemeinste Teufel, den er je gesehen habe. Der Ingenieur lachte, aber er steckte mich zum Siederofenwagen in eine Lokomotiv-

feuerliste und da ich einige Wochen darin zu tun hatte, war ich froh, aus der Klemme zu sein.

Am nächsten Tage aber wurde ich wieder herausgeholt, denn die Arbeit stand still. Seltsam, daß ich diesmal nichts zu schaffen hatte damit, ich sah, daß der Mann am Cornwalllesfel, der meine Stelle eingenommen, aus einer Halswunde blutete. Ich schauderte bei dem Gedanken, daß dieses Unglück im Grunde mir gelten sollte. Der Ingenieur untersuchte den Blutenden und vermutete einen Schuß. Ich wurde wieder untersucht, aber ich hatte nicht eine Stecknadel, geschweige eine Schußwaffe. Der Arzt, der die zwei anderen untersucht hatte, sagte auch, es müsse ein Schuß sein, und zwar einer von oben her.

Nun standen Wasserreiniger, sechs Stück aufrecht an zehn Meter hoch in der Halle, auf denen die Schlosser die Maschinenteile anbrachten. Man untersuchte diese, fand nichts. Bis zuletzt der Kranführer, der sich verdrückt hatte, geholt wurde.

Das war der Kesselschmied, den ich am ersten Tag um Hat gefragt hatte. Kurz darauf stieg er sich einen Span ins Knie und da er seine Arbeit nicht weiter tun konnte, wurde er ins Krankenhäuschen gefeiert, um den Behefkran zu bedienen. In die Enge getrieben sogte er immer nur: „Zoupreuß, Schuß, Teufel, kaputt! Nedeic durcheinander, kam in Untersuchungshaft, von dort in das Lazarett. Seitdem ist nichts mehr passiert. Im Frühjahr mußte ich aufs Büro.

Eine dicke Aktenchrift lag da.

Ich brauchte mir keine Sorgen zu machen, ich würde nicht verhofet. Denn der Schütze, der Galizier sei wahnsinnig. Er hätte bloß einen maßlosen Haß auf mich. Ob ich einmal Streich mit ihm gehabt hätte.

„Er kriegt noch einen Gulden von mir!“ sagte ich, denn ich hatte vergessen ihm diesen zu geben.

Den sollte ich als Schmerzensgeld behalten, denn die Geschichte hätte böse ausgehen können. Ein paar Tage später, als der Schnee geschmolzen war, holte ich mir meine Papiere und begab mich auf die Walze.



Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund 1925.

Die Berliner „Gewerkschaftszeitung“ veröffentlicht in ihrer Nummer 32 vom 7. August einen Auszug aus dem demnächst erscheinenden Jahrbuch des ADGB. Wir entnehmen diesem Artikel folgende Angaben:

Die an das Jahr 1925 geknüpfte Hoffnung, daß es die Periode eines neuen Aufstiegs der Gewerkschaften einleiten werde, hat sich leider nicht in dem erwarteten Maße erfüllt. Wohl trat in der ersten Hälfte des Jahres eine erfreuliche Zunahme der Mitglieder ein. Doch die im Herbst ausgebrochene schwere Wirtschaftskrise, die sich schon im Sommer durch eine ständig wachsende Beschäftigungslosigkeit ankündigte, lähmte die weitere Entwicklung. Inmitten schließt das Berichtsjahr gegen das Vorjahr noch mit einem Mehr von 158.644 Mitgliedern ab.

Die Zahl der dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund angeschlossenen Verbände verringerte sich von 41 auf 40. Der Verband der Chorführer schied im April 1925 aus dem ADGB, er gehört nunmehr dem AFD-Bunde an. Bei seinem Ausscheiden zählte dieser Verband 3457 Mitglieder. Die im ADGB vereinigten 40 Verbände hatten am Ende des Jahres zusammen 4.182.511 Mitglieder gegen 4.023.867 am gleichen Zeitpunkt des Vorjahres. Der Höchststand an Mitgliedern wurde mit 4.213.545 im September erreicht. Im Durchschnitt des Jahres zählten die Verbände 4.156.451 Mitglieder, darunter 751.585 weibliche und 122.182 jugendliche.

Die folgende Aufstellung zeigt die Mitgliederzahlen der einzelnen Verbände am Ende der Jahre 1925 und 1924.

Table with 3 columns: Verband, 1925, 1924. Lists various trade union categories like Bauernverbände, Bekleidungsarbeiter, Bergarbeiter, etc., with their respective member counts for 1925 and 1924.

Die Klassenverhältnisse der Verbände haben sich im allgemeinen außerordentlich gut entwickelt. Die Beitragshöhe ist beträchtlich gestiegen, und damit ist auch die Beitragseinnahme erheblich gewachsen. Die Gesamteinnahme betrug 147.526.701 M. gegen 97.037.600 M. im Vorjahr. Von der Jahreseinnahme 1925 kommen 136.256.640 M. auf Beitragsleistungen. Die Gesamtausgaben beliefen sich auf 125.874.093 M. für Unterstützungen wurden 33.042.727 M., für Lohnbewegungen, Streiks und Aussparungen 29.656.960 M., für Verbandsorgane und Bildungsgewerkschaften 5.968.770 M. und für Agitation, Generalsammlungen, Verbindungen usw. 21.723.250 M. verausgabt. Die Ausgaben für Unterstützung sind gegen das Vorjahr um 22.698.116 M. und die für die wirtschaftlichen Bewegungen um 12.971.024 M. gestiegen. Die Verwaltung erforderte eine Ausgabe von 35.482.386 M. Davon entfallen 29.340.684 M. auf die Orts- und Gewerkschaften, und der übrige Teil auf die Zentralverwaltungen. Unter dem Einfluß der verbesserten Finanzlage ist der Anteil der Ausgaben für Unterstützungen an den Gesamtausgaben günstiger geworden, während andererseits die Verwaltungskosten anteilmäßig zurückgingen. Von je 100 M. der Gesamtausgaben wurden für Unterstützungen verausgabt 26,26 M., dagegen 1924 14,08 M. Von den Unterstützungsleistungen kamen auf: Arbeitslosenunterstützungen 13.814.291 M., Krankenunterstützung 11.130.288 M., Notfallunterstützung 1.984.564 M., Sterbefallunterstützung 1.727.188 M., und auf die übrigen Unterstützungen 2.286.298 M.

Eine recht erfreuliche Entwicklung verzeichnen die Ortsausschüsse des ADGB. Ihr Bestand war besonders hart von Währungssta-

Mitteilungen aus dem Publikum.

Reichenberger Messe

u. Sondermesse für wirtschaftl. Betriebsführung 14. bis 20. August 1926.

Das Beste für Ihre Augen

liefert Optiker Deutsch, Prag, Graben 25, Kl. Saal.



strophe betroffen worden. Inzwischen haben viele Ortsausschüsse, die ihre Tätigkeit einstellen mußten, diese wieder aufgenommen. Durch die Statistik für 1925 wurde der Bestand von 1067 tätigen Ortsausschüssen festgestellt, von denen 1014 berichteten. Diesen waren am Ende des Jahres 11.168 Gewerkschaften angeschlossen. Von der Statistik wurden erfasst 3.855.952 Mitglieder. Die größeren Ortsausschüsse verfügen über recht bedeutsame und für die Arbeiterschaft wertvolle Einrichtungen. In 127 Orten bestehen Gewerkschaftsbücher, von denen sich 102 in Eigenbesitz der Ortsausschüsse befinden.

Kleine Chronik.

Ziele, heilige Stille.

Von Jan Jablonski.

Übertragen aus dem Tschechischen von S. W. Schindera. Es war im Tatraggebirge, im Jäher. Alles war schneebedeckt: eine weiße, bewegungslose Welt. In der Jägerhaus stand im Schneewehe. Wir fuhren mit einem Schlitten hinaus in die mächtigen Forste und auf die vereisten Gänge. Wir waren vier: Manja, Kowalska, ich... und Manja. Sie war eine Polin diese Manja, und nicht gerade eine Schönheit. So hat sie sich an, mit Schwester zu sein. Sie hatte viel davon gesprochen.

Mit Absicht hielt ich mich vor jedweder Anspielung auf die Schönheit der Schwester zu rücken, und sobald Manja zu reden anhub, blühte ich dem Pferd statt auf den Hinterteil. Damit täuschte ich sie zehn Minuten lang. Inzwischen gelangten wir in den Wald. Eine tiefe, heilige Stille. Alles unter Schnee begraben. Die Äste bogen sich unter hoch aufgeschichtetem, wie aus feinen Fäden gebildeten Schneewehe. Lautlos, gleich Schatten, flohen wir durch diese weiße Dunkelheit dahin. Ich verhofft, der Stute auf den Schwanz zu schauen. Und bevor wir uns noch so recht belannten, sprudelte Manja schon wieder ihr Polnisch in die Luft. Ihre Worte zersprangen in dem Forst wie gefrorener Speichel.

Sie sprach vom Pferd, und daß es des Menschen Bruder sei. Dem Bild des Pferdes, das den toten Reiter leit, nicht das Bild, sondern das Pferd auf dem Bild. Ich fragte, ob es nicht viel leidt eine Stute war, also eine Schwester, aber Manja ließ sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Sie begann von Wagner zu reden und dann eine Melodie aus dem „Lohengrin“ fällig zu singen. Wir wußten bald, daß auch Wagner ihr Bruder sei. Meine Bernandtschicht vermehrte sich: ich, das Pferd, Wagner, die Sonne, der Hund, wir alle waren Manjas Brüder.

„Wie prachtvoll ist es im Wald“, meinte ich. Manja sprühte vor Begeisterung.

„Das Schöne vor allem ist die Stille“, fuhr ich nach Art des Nachivelli fort, „diese unerreichliche, weiße, heilige Stille... Jeder Laut scheint eine Goneschlägerung zu sein... jedes Wort... Dingen, in das Weiz schauen... und Schweigen... ist das nicht göttlich? Ist nicht Schweigen das Beste, wenn so vieles in uns spricht? Den inneren Stimmen lauschen...?“

Manjas Äugen glühten nur.

„O, Jajabel!“ rief sie aus und sah mich bei der Hand. „Wie du das zu sagen verstehst... Die tiefe, weiße, heilige Stille...“ Vulkanische Kräfte wurden in ihr wach und aus ihr ergoß sich Wort auf Wort, Sah auf Sah. Von der großen, weisen, heiligen Stille.

Es war eine Stunde fuhren wir so dahin. Durch mächtige Forste und über vereisten Bergeshänge. Aber still war's nicht. Die ganze Stunde umberbreitete Manja von der Schönheit der tiefen, weisen, heiligen Stille und von deren Gotteslästerung durch Worte. Ich hatte Kopfschmerz davon, als ich in der Küche beim Feuer saß. Doch hatte ich die Gewohnung, daß meine Verwandtschaft wiederum vermehrt war. Ich, das Pferd, Wagner, der Baum, der Schlitten, die Sonne, Jörn und der Hund belannten einen neuen Bruder. Als wir nämlich aus dem Schlitten flogen, gestand Manja begeistert, daß auch die Stille ihr Bruder sei.

1.304.300 Smith's. Es ist bekannt, daß in Deutschland den Schmidt's, Schulzen (alle Abarten eingeschlossen), Müller's und Krüger's unter allen Namen unbedingt die Vorkerschheit gebührt. Es es nun mehr Müller's als Schulzen's oder Schmidt's

gibt, das hat noch kein Statistiker festgestellt. In den Vereinigten Staaten hat jedoch die Statistik zu Gunsten der Smith entschieden. Eine Schätzung über die Verbreitung der amerikanischen Zunamen auf Grund der Stammtafeln, die während des Krieges für Heer und Flotte aufgestellt wurden, hat überraschende Ergebnisse gezeigt. Diese Liste weist auf: Smith 1.304.300; Johnson 1.024.200; Brown 780.500; Williams 684.700; Jones 658.300; Miller 625.800; Davis 537.900; Anderson 477.300; Wilson 422.300; Moore 363.400 Auffallend ist, daß diese zehn Namen sämtlich britischen Ursprungs sind. Ein anderes Resultat ergibt sich, wenn die Verbreitung der Namen in den einzelnen Ständen gezählt wird. In New York steht unmittelbar nach Smith Cohen, an fünfter Stelle Schwarz. In Cincinnati nimmt Meyer die dritte Stelle ein. In Boston überwiegt dagegen stark das irische Element. Die Namensliste für Boston lautet: Smith, Sullivan, Brown, Johnson, Murphy. Aber Smith marschiert in fast allen Städten an der Spitze der Liste. Eine Ausnahme bildet Chicago. Hier steht Johnson an erster und Smith an zweiter Stelle.

Aus der Partei.

Bezirkskonferenz Braunan. Samstag, den 7. d., fand die österr. Bezirkskonferenz der Bezirksorganisation Braunan statt, die einen sehr guten Besuch aufwies. Sie war von sämtlichen Gruppen des sehr ausgedehnten Braunan-Bezirksbezirks besetzt und zählte 81 Teilnehmer. Der Bezirksvertrauensmann Genosse Kambouske berichtete über den Stand unserer Bewegung und versprach ausführlich das Verhältnis der verschiedenen Arbeiterorganisationen zueinander. Er stellte fest, daß die Sozialdemokratie im Bezirk trotz der schwierigen Verhältnisse und trotz der Beitragssteigerung Fortschritte erzielt hat, die sich im Zuwachs an Mitgliedern und im Bereich unserer Veranstaltungen äußern. In einigen Orten mangelt es allerdings an den geeigneten Vertrauensleuten, weshalb

wir noch nicht jenen Stand erreichen konnten, der bei intensiver Arbeit in jedem Ort zu erreichen wäre. Genosse Kambouske hebt das gute Verhältnis zwischen Partei und Arbeiterturnen hervor und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß auch das Verhältnis zu den Arbeiter-Radfahrern bald ähnlich gut werden möge. Ausführlich spricht er über die „Karte Wehr“. — Der Bericht des Sekretärs Genosse Seidl zeigt an der Hand eines ausgezeichneten verarbeiteten Materials, daß sich der Markenabatz seit 1923 ständig verbessert hat, daß er heute hinter der Mitgliederbewegung nur ganz wenig zurückbleibt und Berichtete über die finanzielle Lage. Er betont die Wichtigkeit der Agitation unter den Frauen, die aus einig hundert Mitglieder bringen könnte und befürwortet die nachher zum Beschluß erhobene Schaffung eines Frauenbezirkskomitees unter Leitung der Genossin Luz. Er spricht über die Arbeit im Herbst und über die politischen Voraussetzungen, die dazu vorhanden sind. In der sehr lebhaften Debatte werden fast berührten Fragen gründlich beraten, vor allem die Agitation unter den Frauen, die Verbreitung der Presse, der Kampf mit dem Merkantilismus. Die Anträge der Bezirksorganisation betreffend die Schaffung der Roten Wehr, Errichtung des Frauenwerkbekomitees, Einführung des Grades „Freundschaft“, antilliterale Erziehung der Jugend werden einstimmig angenommen. — Als Vertreter des Parteivorstandes war Genosse Dr. Franzel (Prag) erschienen, der über „Das Problem der Arbeiterbildung“ referierte. Er zeigte die Zusammenhänge von Klassenkampf und Kulturkampf auf und gab eine Reihe Anregungen zur Ausgestaltung der Bildungsarbeit und zur Verbindung der Bildungsarbeit mit politischer Erziehung.

Kunst und Wissen.

Berliner Intimes Theater (Kleine Bühne). Direktor Heppner bringt morgen sein nächstes Programm, den Einakter „Zeitenfrüher“.

Turnen und Sport.

Fußball.

DSC Prag schlägt SK Pardubitz 5:2 (2:1). Nach dem freitägigen Spiel der Blauweissen gegen Sparta spielten sie Sonntag in Pardubitz gegen den dortigen SK und konnten nach einem glänzend vorgeführten Kampf mit 5:2 überlegener Sieger bleiben, trotzdem sie mit Verzug antraten. Die Jungs fanden an diesem Spiel mehr Gefallen, als an jenem, das in der Vorwoche die Prager Sparta zeigte. Die Hintermannschaft des DSC hatte einen besonders guten Tag, in der besonders Etichl im Tor sich auszeichnete. Bei Pardubitz zeigten Kräma in der Verteidigung, Svoboda als Mittelfürer und die linke Seite Rejzner-Kovs gutes Können. Der Schiedsrichter war reichlich bestrift, den Erfolg der Prager zu verfeinern, aber die Schufficherheit der blauweissen Stürmer machte ihm da einen Strich durch die Rechnung.

DSC Amateure schlagen DSB. Nix 8:2 (7:1). Die Amateure eröffneten ihre Herbstsaison mit einem Spiele in Nix. Die Amateure waren ihrem Gegner in allen Belangen überlegen und die Spieler kamen erst in der zweiten Spielhälfte etwas zur Geltung, als der DSC an dem erzielten Score genug hatte.

Sonstiger Sonntagsfußball. Prag: Viktoria Zlitz gegen DSC: 2:0 (2:0), offenes, laites Spiel, das DSC-Fürward vor dem Tore unerschlossen. — Klado: Kufelstly SK gegen Sparta Klado 1:1 (0:1), Krochslaw gegen Sparta Klado 3:0. — Kolín: Slavia Prag gegen SK Kolín 2:2 (1:1), schwaches Spiel der Slavia. — Svoboda: SK Dvůr-Koblovitz gegen SpD Tejšen-Bodenbach 4:2 (3:1). — Brünn: Zdenice gegen DSB, Trebitz 10:1 (5:0), SK Brno geg. DSB. Brünn 5:5. — Mähr.-Ostrov: SK Mor. Ostrov gegen Ostrov Slavia 3:0 (1:0). — Odeberg: SK Odeberg gegen DSB. Witlewig 8:1 (3:0). — Jägerndorf: Sportverein gegen Maffabi Ostrov 4:1. — Krasau: Bely-Halzer SK gegen Wavel 2:1 (0:0). — Přeburg: DSB. Bratislava gegen DSB. Brno 6:3 (5:1), Jüdisches Team (Wien) gegen SK Maffabi 1:1 (1:0). — Wien: Rapid gegen WAG 5:1 (3:0). — Berlin: L. FC Nürnberg gegen Tennis Borussia 5:0 (2:0). — Hamburg: DSB gegen Concordia 6:1, Eintracht gegen St. Georg 3:1. — München: Wacker gegen Schwaben Augsburg 7:0, Bayern geg. Fortuna Leipzig 7:4. — Köln: Hannover gegen Köln 3:5. — Jülich: SpB. Jülich gegen Altona 4:1. — Posen: Länder-Spiel Polen gegen Finnland 7:1 (3:1); große Ueberlegenheit der Polen; Schiedsrichter Cefnar (Prag) sehr gut.

Leichtathletik.

Leichtathletisches Meeting des Pardubitzer Sportklubs. Diese Veranstaltung wurde Samstag mit einem 10-Kilometer-Lauf (Gradim-Pardubitz) eingeleitet und sah Redobity (Sparta Prag) in der Rekordzeit 35:20 Min. als Sieger. Sonntag wurden folgende Resultate erzielt: Angel: Jvo (Slavia Prag) 13:19 Meter, 1. Stabhochsprung: 1. Jvo 3:30 Meter, 2. Tolejschek (DSC) Prag. 1500-Meter-Laufen: 1. Kitzel (Gablons) 4:02 (neuer deutscher Rekord), 2. Drozka (Kolin). 100-Meter-Lauf: 1. Jahn (Mor. Slavia) 11:02, Hochsprung: 1. Glapocel (Königgrätz) 1:76 Meter, 2. Hochmann (Sparta), 3. Zandera (Slavia). 110-Meter Hürden: 1. Zandera (Slavia) 15:06 (Rekord), 400-Meter-Lauf: 1. Dofowal (Mor. Slavia) 50:07 (Rekord), 2. Kofas: 1. Dofowal (Königgrätz) 34:46 Meter, 2. Jvo 3:00 Meter, 1. Kitzel (Slavia) 2:01:2. Weisprung: 1. Zandera 6:38-Meter. Speer: 1. Kofinal (Slavia) 55:26 Meter, 200-Meter Hürden: 1. Zandera

101 (Rekord), 200 Meter: 1. Jahn (Mor. Slavia) 2:52, Olympische Stafette 8 mal 100 Meter und 2 mal 100 Meter: 1. Slavia 3:33, 2. Pardubitz.

Damenstafelkampf Brünn-Wien. Brünn setzte mit 46 gegen 44 Punkten, nachdem die Schlussspiel, in welcher Wien die erste Stelle einnahm, wegen Kreuzens der Bahn annulliert wurde. Art. Perskaus (HBC Wien) verbesserte zwei Weltrekorde und einen österreichischen Rekord, und zwar im Angelhohen (5 Kilo) mit 9:80 Meter, im 250-Meter-Laufen mit 25:4 Sek. und im Diskus (1 Kilo) mit 32:53 Meter. Jil. Damer (Slavia Prag) trat außer Konkurrenz an und stellte zwei neue Weltrekorde im Speerwerfen auf. Sie war beherrschend 34:85 Meter (2 Meter besser als der alte Rekord) und beherrschte 58:11 Meter (3 Meter besser als der letzte alte Weltrekord), 60 Yards: 1. Smoll 8 Sek. Hochsprung: 1. Smoll 1:38 Meter, 100 Yards: 1. Svoboda 12 Sek. Weisprung: 1. Smoll 5:22 Meter. Speerwerfen: 1. Wital 25:30 Meter.

Die deutschen Reichsmeister in Leipzig. 100 Meter: 1. Köning 10:3 (Weltrekord, aber mit Rückenwind); fanden endete auf dem 4. Platz! 800 Meter: 1. Dr. Felzer 2:00:5, 1500 Meter: 1. Dr. Felzer 4:00:2, 10.000 Meter: 1. Höhe 21:18, 400 Meter Hürden: 1. Dr. Felzer 5:19 (Rekord), 2. Trophob. 4x100 Meter-Staffel: 1. Pöhlitz-Karlruhe 42:1, 2. Berliner SC. 42:2, 3. Preußen-Bresfel 42:3, Hochsprung: 1. Dahn 1:80 Meter. Weisprung: 1. Dobermann 7:31 Meter (Rekord), Stabhochsprung: 1. Wöhlus 3:00 Meter. Kugelhohen, bestormig: 1. Sätzler 13:65 Meter; beherrschend: 1. Bredinmocher 24:74 Meter. Speer, bestormig: 1. Zimmermann 57:96 Meter; beherrschend: 1. Budeck 68:65 Meter.

Leichtathletische Länderwettkämpfe. Ungarn gewinnt gegen Italien mit 53:49 Punkten. — Belgien schlägt Holland mit 75:52 Punkten. Die erzielten Resultate blieben größtenteils unter dem Durchschnitt. Eine Anführung ist daher garflos.

Schwimmen.

Der Länderkampf Deutschland gegen Holland der Schwimmerinnen endete mit dem Siege der Holländerinnen. Holland erzielte 34, Deutschland 25 Punkte.

Neuer Weltrekord. Jil. Hazelius verbesserte in Stochholer den Weltrekord im 100 Meter Brustschwimmen auf 3:18:1. Den Rekord hielt Erno Kurros (Deutschland) mit 3:20.

Tennis.

Der Tennis-Länderkampf Deutschland gegen die Tschechoslowakei endete mit dem Siege der Deutschen, und zwar mit 3:2 Punkten. Es wurde nach den Davis-Cup-Regeln gespielt. Die Deutschen haben mit diesem Siege neuerlich ihre gute Klasse gezeigt.

Herausgeber Dr. Ludwig Gzard. Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Niehner. Druck: Deutsche Zeitungs-K.G. Prag. Für den Druck verantwortlich: O. Jolitz.

DRUCK- u. VERLAGSANSTALT Gesellschaft m. Beschr. Haft.

empfehlen sich von p. l. Behörden, Vereinen, Organisationen, Gemeinden und Kaufleuten zur Herstellung von Druckarbeiten wie Tabellen, Büchern, Broschüren, Zeitschriften, Zirkularen, Mitteilungsblättern, Einladungen, Plakaten, Flug-schriften, Fakturen, Briefpapieren usw. in solider und rascher Ausführung. Schriftmaschinenbetrieb und Rotationsdruck.

IN TEPLITZ-SCHÖNAU Tischlergasse Nr. 6.